

# Im finsternen Tale.



Eine Erzählung für die Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.



Wiesbaden.  
Julius Niedner.

# Im finsternen Tale.



Eine Erzählung für die Jugend und das Volk

von

Ottokar Schupp.

---

Mit vier Abbildungen.

---

Zweite Auflage.

Preis: karton. 50 Pf., in Bibl.-Band oder rot Kaliko geb. 75 Pf.



Altenburg, S.-A.,  
Stephan Geibel Verlag.  
1903.



Stahlstich v. Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg.

Verlag von Stephan Geibel in Altenburg.

## I.

Ein schiffbarer Nebenfluß des Rheines, an dessen lieblichen Ufern sonst überall breite Landstraßen und höchst belebte Verkehrswege hinlaufen, war bis in die jüngste Zeit in dem unteren Teile seines Laufes stundenweit von einer fast unzugänglichen Berg- und Waldwildnis umgeben. Nur ein schmaler, mühsam angelegter Pfad für die die Schiffe stromaufwärts bringenden Pferde zog sich an den abschüssig steilen Berg- und Felswänden hin und verband auch die einsam an dem schmalen Uferrand aufgebauten Bergmannsdörfchen miteinander.

Diese Dörfchen mit ihren buntgemalten Häusern und ihren netten blumen- und baumreichen Gärten, einige im Felsgeklüft kletternde Ziegen und das von vielfachem Echo begleitete Hallo vorüberfahrender Schiffer waren die einzigen Zeichen, daß man sich nicht in einer Einöde, sondern in einer der dichtbevölkertsten Gegenden Deutschlands befand. Die Trümmer der Burgen, die von den Gipfeln einzelner Bergvorsprünge herunterblickten, deuteten nicht auf frisches Leben, sondern auf Tod und Verfall und erhöhten nur die wilde Schönheit des Tales.

Wären bessere Wege dagewesen, so hätte gewiß der eigentümliche Reiz jener Felsen und Wälder manchen Besucher herangezogen. Aber der mit spitzen Steinen gespickte Pferdepfad verscheuchte selbst den eifrigsten Fußgänger, und auf der anderen Seite fiel überall, nur von einzelnen, düsteren Schluchten und gähnenden Felspalten unterbrochen, die dichtbewaldete Bergwand senkrecht in den Fluß.

So durchstreiften höchstens einzelne kühne Jäger die Wildnis, die es nicht verschmähten, dem scheuen Reh bis in die tiefsten Schluchten nachzugehen, und den diebischen Fuchs in den entlegensten Felsenlöchern aufzuspüren.

Das alles wurde nun plötzlich verändert infolge des Baues der Eisenbahn, das Flußtal entlang, in den fünfziger Jahren.

Die Gegend erlangte dadurch rasch einen bedeutenden Ruf wegen ihrer eigentümlichen Schönheit, und es entstand ein gewaltiger Zuzug von Fremden. Zu den schönsten Punkten und Burgen wurden bequeme und schattige Wege angelegt, und in der Nähe der Eisenbahnstation wurde ein großes Hotel aufgebaut zur Bequemlichkeit der Reisenden. Die Wildnis bekam in kurzem ein völlig verändertes Aussehen.

Nur eine Schlucht spottete aller Kultur. Sie war unheimlich und schaurig und blieb es. Noch nie hatte ein belebender Sonnenstrahl ihren feucht-moderigen Grund berührt. Wenn alles sonst in hellem Tageslicht glänzte, herrschte dort ein düsteres Dunkel, vermehrt durch dichtes Erlengebüsch und mächtige, schwarze Tannen, die hinter einem verfallenen Gemäuer hervorragten, das den Eingang zu einem verfallenen Stollen bildete. Selbst

die umgebenden Felsen hatten etwas Schreckhaftes. Sie hatten Ähnlichkeit mit einem höhnisch grinsenden Menschenangeficht.

Wenn man denken dürfte, es gäbe in der leblosen Natur Stellen, die gleichsam zu künftigen Verbrechen ausersehen und gekennzeichnet seien, wie man es wohl einem Menschen ansieht, ob er fähig ist, seine Hände in Menschenblut zu tauchen, so müßte man gewiß hier den Schauplatz einer furchtbaren Greuelthat suchen. Aber, was Mensch hieß, floh diesen Platz, und selbst das Getier des Waldes schien ihn zu meiden.

Selbst die Eisenbahn, welche dort vorbeilief, hatte, obgleich ihretwegen unter dem dichten Erlengebüsch tüchtig aufgeräumt worden war, das Unheimliche nicht vermindern können. Gerade an der Schlucht endigte ein Tunnel, und das schwarze Felsenloch blickte wie ein ausgehöhltes Auge gespenstig Tag und Nacht in die düstere Gegend hinein.

Das einzige, was die Schauer ein wenig milderte, war ein nettes Eisenbahnwachthäuschen, das man dicht an dem Ausgange des Tunnels auf dem hohen Eisenbahndamme errichtet hatte.

Das Los der dort stationierten Bahnwärter hatte übrigens wenig Beneidenswertes. Sie waren unfreiwillige Einsiedler in der Wüste. Wenn der letzte Bahnzug um 10 Uhr abends vorübergebraust war, durften sie freilich heimgehen zu ihrer jenseit des Tunnels im Bahnwächterhaus wohnenden Familie, aber morgens, wenn der Tag graute, standen sie wieder draußen im unheimlich=düsteren Grunde.

Im Sommer ging es zur Not. Da gab es manche lustige Zwiesprache mit den vorüberfahrenden Schiffern.

Auch wagten sich manche Futter und Laub suchende Weiber, ja selbst Kinder bis in diese einsame Gegend hinaus. Ebenso bot das rege Leben des Waldes manche Abwechslung. Aber, wenn der stürmische Herbst und der schneeige Winter hereinbrach, konnte die Ode und die Einsamkeit die armen Leute zur Verzweiflung bringen.

Das eintönige Rauschen des Regens, das schaurige Brausen des Sturmes und das unaufhörliche Geplätscher des Flusses wider den Eisenbahndamm ward nur unterbrochen durch die Donner des mit schrillum Pfeifen nahenden Bahnzuges und durch die hell herüberfliegenden Glocken eines etwas oberhalb am jenseitigen Ufer des Flusses liegenden Dörfchens. War aber der Bahnzug mit Gedankenschnelle vorübergebraust, und hatten die Glocken drüben ausgetönt, dann rauschte wieder der Regen, dann heulte der Sturm und plätscherten die Wassermoggen, und in der Schlucht war Nebel und Nacht und immer Nebel und Nacht.

Wer von den Bahnwärtern sich nicht geistig zu beschäftigen wußte oder eine Handarbeit verstand, vermochte nicht, dort lange auszuhalten. Es wollte darum auch keiner bleiben.

Auf der ganzen Bahnstrecke war nirgends solch ein häufiger Wechsel wie dort.

Merkwürdigerweise hauste nun aber der zuletzt hinversetzte Bahnwärter schon eine Reihe von Jahren an jener Stelle, ohne sich zu beschweren oder sich fortzumelden. Im Gegenteil hatte er ausgesprochen, daß er nie dort weggehen würde.

Es hatte nun allerdings auch eine eigene Bewandnis mit dem ‚langen Werner‘, wie man den jetzigen Bahnwärter nannte.

Zunächst war er ganz in der Nähe zu Haus. Er stammte drüben aus dem Bergmannsdorfe, wo er jeden Tag die Morgen-, Mittags- und Abendglocken grüßend herüberklingen hörte. Wald und Wildnis hatte darum nichts Fremdes, Schauriges für ihn. Er war darin geboren und mit denselben verwachsen. Dazu hatte er schon von früher Jugend an eine besondere Vorliebe für die Einsamkeit und den Wald. Tagelang darin herumzustreifen, war immer seine Lust gewesen. Er kannte alle Vogelnester und Höhlen weit und breit und wußte die entlegensten Pfade und Felsen. Als er älter wurde, ging er vielfach den Jägern zur Hand und verdiente manchen Groschen. Um sein Leben gern wäre er Forstgehilfe oder Förster geworden, wenn sein Vater, der darin nur eine besondere Art des Faulenzens erblickte, ihn nicht unbarmherzig und mit aller Strenge zur Bergmannsarbeit angehalten hätte.

Dort an dem einsamen Bahnwärterposten war die Lust am Wald wieder erwacht. Gar manche Stunde stahl er seinem Dienste ab, um im Walde zu streifen, und manche Nacht verbrachte er allein draußen im Wachthäuschen an der dunklen Schlucht.

Freilich munkelte man, die alte Jagdlust sei auch wieder bei ihm erwacht; er wäre ein höchst gefährlicher Wilddieb, und ganz ohne Grund ginge er nicht im Walde umher. Dann sähe er nach seinen Fallen. Und wenn er nachts draußen bliebe, dann sei er auch nicht allezeit im Wachthäuschen zu finden.

Zur Bestätigung dieser Gerüchte erzählte man, daß das Hotel seit seiner Anwesenheit stets mit gutem und frischem Wildbret versorgt sei, während es sonst Mangel daran gehabt hätte. Auch wollte dieser und jener in

besonders dunklen Nächten einen leichten Kahn durch die Wellen haben fliegen und in der Nähe seines Wachthäuschens am Eisenbahndamme anlegen sehen. Daß dort in der Nähe in nächtlichen Stunden häufig Schüsse fielen, war gewiß. Ertappt hatte ihn übrigens noch niemand. Alles war nur Vermutung.

Vielleicht trugen die Schuld an dem ganzen Geschwäze nur sein kühn blitzendes Auge und sein schwarzer stattlicher Bart, die den mächtigen Eindruck seiner überaus hohen und kräftigen Gestalt noch vermehrten. Man konnte sich den martialischen, schweigsamen Mann nicht ohne kühne Tat denken. Und die Erinnerung an seine früheren Neigungen ließ leicht an Wildddieberei glauben.

Seine Vorgesetzten lachten darum über die umgehenden Gerüchte. Sie hatten den Mann noch nie fehl gefunden. Im Gegenteil lag in seiner Dienstführung etwas militärisch Geordnetes. Er hatte lange in der Garde in Berlin gedient und diese Bahnwärterstelle als besonderen Lohn seines Wohlverhaltens bekommen. Und so war man auch jetzt sehr zufrieden mit ihm. Er hätte längst befördert sein können, wenn er nur gewollt hätte.

Aber, wenn auch die Bahnverwaltung alle Verdächtigungen unberücksichtigt ließ, das Volk hielt einmal fest an dem Wilddieb. Und merkwürdig ist, wie dasselbe oft das Rechte und Wahre instinktmäßig trifft.

Es sollte sich bald herausstellen, daß seine Ahnung richtig war.

Es war eine lauwarne Sommernacht. Der Vollmond füllte Berg und Tal. Glänzend lag sein Schein auf der Fläche des Flusses, und in dem klaren Wasser spiegelte sich noch einmal alles, so daß man den

zauberischen Anblick der prachtvollen Landschaft zum zweiten Male genoß.

Der Zehnuhrzug war längst in dem schwarzen Felsenloch mit grellem Aufschrei verschwunden; nun störte nichts mehr die Stille der Mitternacht, höchstens, daß noch eine unermüdbliche Nachtigall flötete oder der leise durch Blätter und Gräser hinsäuselnde Nachtwind sein Geflüster mit der geschwägigen Wasserwelle des Flusses mischte.

Alles war so still, so feierlich, so wunderbar schön und ergreifend, daß man gar nicht ahnen konnte, wie in solcher Nacht ein Menschenherz von bösen Mordgedanken erfüllt sein könne. In solcher Nacht meint man, müsse das Herz voll Andacht und frommer Gefühle sein, es müßten sich Gott und göttliche Gedanken darin spiegeln, wie dort der leuchtende Sommerhimmel in der klaren Wasserflut.

Horch! war das nicht ein Schuß in der dunkeln, unheimlichen Schlucht? Ihm folgte ein lauter Aufschrei: „O mon Dieu, o mon Dieu!“ auf deutsch: „O mein Gott, o mein Gott!“ Dann geschah ein schwerer, dumpfer Fall. Ein leises Stöhnen, wie eines Sterbenden, und vorsichtige Menschentritte wurden hörbar; dann war wider alles still.

Einiges Gevögel, was durch den Schuß erschreckt aufgeflattert war, hatte sich wieder zur Ruhe niedergesetzt.

So verging eine gute Viertelstunde.

Der Mond schritt ruhig seine Bahn. Die Blätter flüsterten, und die Nachtigall flötete.

Da fiel plötzlich ein zweiter Schuß.

Darauf ward es abermals lebendig in der Schlucht. Die Gebüsche rauschten, Zweige knackten, und hervor brach

ein stattlicher Rehbock, der stark angeschossen war. In blinder Flucht stürzte derselbe dem Eisenbahndamme zu, erschrak aber vor dem bunten Wächthäuschen, in dessen unmittelbare Nähe er gekommen war, machte einen Seitensprung und kollerte rettungslos die jähe Wand hinunter in den Fluß.

Etliche Sekunden danach erschien der Jäger auf einem vom Mondlicht beleuchteten Felsenvorsprung an der linken Seite der Schlucht. Es war die hohe Gestalt des Bahnwärters Werner. Gelenkig kletterte er den schwindelnden Pfad hinunter, um in der Schlucht die Beute seiner nie fehlenden Büchse zu suchen.

Statt des erwarteten Wildes fand er jedoch einen menschlichen Leichnam.

Der sonst furchtlose Wildschütz erbebte, daß er zitterte, vor dem plötzlichen Anblick. Ein Entsetzen packte seine Seele, wie er es noch nie empfunden hatte. Mit raschem Blick hatte er erkannt, daß hier ein Mord geschehen war. Noch sickerte das Blut aus einer Schußwunde in der Brust. Allein umsonst sah er sich nach dem Mörder um. Der Ermordete war ein Mann aus den höheren Ständen, sein Gesicht, seine Kleidung deuteten darauf hin.

Wie kam dieser Mann in die völlig unzugängliche Schlucht? Wer konnte ihn dorthin gelockt, ihn dort ermordet haben.

Es war alles unerklärlich.

Sollte sich am Ende der Fremde hier verirrt haben, und Werners Kugel hatte durch einen schrecklichen Zufall ihn getroffen? Doch er hatte ja so genau das Reh gesehen, so sicher gezielt? Es konnte nicht sein. Allein, wo war denn das Reh? Seine Sinne begannen sich

zu verwirren. Der starke Mann war einer Dohnmacht nahe.

Da legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. „Ha, haben wir dich endlich, Wilddieb?“ sagte der Gemeindeförster Quast von Niederlaubach, dem überraschten Bahnwärter mit glücklichem Griff die Büchse aus der Hand windend. „Nun, was hast denn du da für ein merkwürdig Stück Wild?“

Zu einer anderen Zeit hätte dieses ertapptwerden als Wilddieb den langen Werner in die höchste Aufregung versetzt, vielleicht zu einer Tat der Verzweiflung getrieben, denn er mußte recht wohl, daß demselben Dienstentsetzung, Zuchthaus, Schmach und Elend der Seinigen folgen würde. Seine brave Frau hatte es ihm oft unter Tränen vorgehalten. Er hatte es sich oft genug selber gesagt, wenn ihn seine maßlose Leidenschaft wieder trieb, die Flinte aus dem sicheren Versteck hervorzuholen. Allein, er verließ sich auf sein Glück und sein Geschick, die ihn bis jetzt den Nachstellungen des eifrigen Försters hatten entgehen lassen.

Nun war auf einmal das lang Gefürchtete, das Entsetzliche hereingebrochen. Er war ertappt. Aber statt aufzubrausen, statt das Äußerste zu versuchen, um sich und seine Familie zu retten, blieb er ruhig. Er schien sogar gewissermaßen froh zu sein, in dieser bangen Stunde jemanden bei sich zu haben, auch wenn es sein Todfeind war.

„Hier handelt es sich nicht um meine Wilddieberei,“ sagte er in fast feierlichem Tone. „Hier liegt ein Ermordeter.“

Der Förster Quast, der jetzt auch der Leiche ansichtig wurde, erbleichte und sprang etliche Schritte

zurück, um sein Gewehr brauchen zu können. Denn ihm kam natürlich der Gedanke, daß Werner der Mörder sei, und daß er jetzt mit diesem gefährlichen Menschen einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen haben werde.

„Laß das Gewehr in Ruhe,“ rief der Bahnwärter; „ich will nichts mit dir.“

„Du hast ihn doch umgebracht,“ erwiderte der Förster.

„Ich weiß es nicht,“ meinte Werner. „Wenn ich es aber getan habe, ist es nicht meine Absicht gewesen, sondern Schicksal. Ich war heute abend aus, wildschützen, und hatte meinen Stand droben an den jungen Fichten. Da mir aber nichts schußgerecht kam, machte ich mich auf den Heimweg, zumal ich meinte, in der Ferne einen Schuß gehört zu haben. Als ich drüben an die hohe Lei kam, sah ich einen feisten Bock am Eingange der Schlucht stehen, die Rüstern zur Witterung hoch in die Luft streckend. Die Entfernung war noch ein wenig weit, aber ich wagte den Schuß, und sah darauf den Bock in der Schlucht verschwinden. Nun könnte es möglich sein, daß mein Schuß fehlgegangen wäre und hätte den Herrn getroffen, der gerade da in der Schlucht sich befand. Aber wie soll derselbe dahin gekommen sein?“

Der Förster schlug ein wahres Hohngelächter auf. Er hatte durch seinen Hund geleitet bereits die Blutspuren des Reh'es entdeckt, die nach dem Wachthäuschen zuliefen. Das Rehblut hielt er natürlich für das Blut des Ermordeten. Und so war es ihm eine ausgemachte Sache, daß Werner lüge. Er legte sich vielmehr die Geschichte in der Art zurecht, als hätte Werner den

verirrten Fremden in der Nähe des Wächthäuschens ermordet und ihn dann in die Schlucht geschleppt, um ihn dort zu begraben.

Er spottete deshalb: „Fein ausgedacht, fein ausgedacht! wenn deine Erzählung wahr wäre. — Aber, sage einmal, Werner, wo kommt denn hier diese Blutspur her?“

„Wo ist Blut?“ rief Werner höchst erregt.

Auch er fing jetzt an, in der Umgegend eifrige Nachsichtung zu halten. Mit seinen scharfen Augen gewahrte er bald neben der Blutspur die in dem weichen Waldboden abgedrückten Hufe des angeschossenen Tieres. Aber er machte noch einen weiteren Fund, der ihm ungleich wichtiger war. In der Nähe des alten Stollen lagen ein geleerter Geldbeutel und eine geleerte Briefftasche, die augenscheinlich dem fremden Herrn gehört hatten und sicherlich gefüllt gewesen waren. Seine Unschuld an dem Morde wurde ihm dadurch zur völligen Gewißheit, zumal er auch noch Fußspuren entdeckte, die weder ihm noch dem Förster noch dem Fremden konnten angehört haben.

In der Freudigkeit seines Herzens streckte er die Hände zum Himmel empor und rief: „Gott im Himmel, dir sei Dank, daß ich kein Mörder bin. Nie aber, so lang ich lebe, soll auch jetzt ein Gewehr mehr in meine Hand kommen, das gelobe, das schwöre ich.“

Der alte, grimme Förster hatte mit düsterem Blicke die Entdeckungen des Bahnwärters verfolgt. Er war nicht froh, wenn derselbe sich von dem Verdachte des Mordes zu reinigen vermochte. Seinem wilden Hasse genügte die für Wilddieberei gesetzlich bestimmte Strafe nicht. Nach seiner Ansicht mußte jeder Wilddieb hängen.

Und wenn er dem langen Werner, dem gefährlichsten aller Wildknapper, den er noch persönlich haßte, neben dem Wilddiebstahl so einen kleinen Mord auf die breiten Schultern laden konnte, glaubte er sehr wohl zu tun. Er unterdrückte darum absichtlich jeden Gedanken, der für die Unschuld des Unglücklichen sprach, und suchte diesem selbst von vornherein alle Hoffnung abzuschneiden. Er sagte deshalb mit kaltem Hohne: „Du hast gut geloben! Sie werden dir im Zuchthaus wohl kein Gewehr in die Hand geben, und wenn du geköpft wirst, was ja auch möglich ist, brauchst du hernach auch keines mehr.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte hastig Werner. „Nachdem Ihr selbst die Rehs Spuren und den Fußtritt des fremden Mannes besichtigt habt, werdet Ihr doch nicht mehr behaupten wollen, ich hätte die That getan?“

„Ei was denn anders? Wer soll es denn getan haben? Es kommt ja niemand hierher. Du bist ein guter Schütze. Du kannst den Rehbock und auch den Mann erschossen haben. — Doch jetzt laß die weiteren Umstände. Du bist mein Gefangener. Vorwärts oder ich schieße dir eine Kugel in die Rippen.“ Er richtete drohend den Lauf seiner Flinte auf den unbewaffneten Mann.

Mit entsetztem Blick betrachtete dieser seinen Gegner. Alles Blut wich aus seinem Gesichte. Zum erstenmal überschaute er klaren Auges die fürchterliche Gefahr, in der er schwebte. Er wußte jetzt, daß der Förster fest entschlossen war, ihn nicht bloß als Wildschützen, sondern auch als Mörder anzuklagen, daß Hinrichtung oder ewiges Zuchthaus ihm drohten. Wie in einem

Gefichte sah er die Gerichtsversammlung, die über Leben und Tod zu entscheiden hatte, und der er seine Unschuld nicht darzutun vermochte. Er hörte die Kerkerthüre knarren. Er fühlte die kalten, dumpfen Mauern, die sich um ihn schlossen. Er sah das blitzende Schwert des Henkers, das auf ihn niedersauste. Er vernahm den Verzweiflungsschrei seiner Frau und den Angstruf seiner Kinder. Sein Herz preßte sich zusammen, als wenn er ersticken sollte. Seine Zähne klapperten, seine Knie schlotterten.

Mit flehend zu dem Förster aufgehobenen Händen fiel er vor ihm nieder: „Habt Erbarmen, Mann, habt Erbarmen mit einem Elenden. Nie mehr, ich schwöre es bei Gott, will ich ein Wild mehr fangen oder schießen. O machet eine ganze Familie nicht unglücklich!“

„Ich habe meine Pflicht zu tun,“ sagte kalt und abweisend der Förster. Dieses kalte, feindliche Wort wirkte aber wie ein elektrischer Schlag auf den heißblütigen Werner.

Als wenn ihn eine fremde Gewalt risse, schnellte er empor. Sein eben noch bleiches Gesicht ward purpurrot. Seine Verzweiflung hatte sich in entsetzliche Wut verwandelt. Wie ein wilder Tiger stürzte er auf den überraschten Gegner.

Der Gemeindeförster Quast hatte sich eines so plötzlichen Angriffes nicht versehen. Er schoß zwar los, aber sein Schuß ging fehl, und er befand sich in der Gewalt seines übermächtigen Feindes. Als jedoch die riesigen Arme Werners ihn würgend umschlangen, steigerte die Todesangst seine Widerstandskraft. Es entstand ein schreckliches Ringen neben der Leiche des Gemordeten.

Sie kämpften Brust an Brust gelehnt. Ihr heißer Atem berührte sich. Ihre Augen sprühten Feuer. Ihre Füße zerstampften den weichen Grund. Rings die Sträucher zerknickten. Der Hund bellte wie rasend. Endlich erlahmten die Kräfte des alternden Försters.

Er sank auf den Boden. Die nervigen Hände des wütenden Werners hatten seinen Hals umkrallt, daß sein Gesicht sich bläulich färbte, und die Augen aus ihren Höhlen hervorquollen. Sein letztes Stündlein schien gekommen.

Vor Minuten hatte Werner noch Gott gedankt, daß er ihn gnädiglich vor einem Mord bewahrt hatte, und nun war er im Begriff, wirklich ein Mörder zu werden.

Welch ein Jammerding ist der Mensch, welcher ein Spielball seiner Leidenschaften! Wenn Gottes gnadenreiche Führung nicht wäre, wir wären alle verloren.

Diesmal sollte der Hund der Retter werden. Als er seinen Herrn am Boden sah, biß er so nachdrücklich den Bahnwärter ins Bein, daß dieser vor Schmerz aufzuckte und aus seinem blinden Jähzorn zum Bewußtsein kam.

Auf das heftigste erschrocken, betrachtete er wie geistesabwesend das Opfer seiner Wut. Als aber derselbe sich wieder zu regen begann, seufzte er erleichtert auf, ergriff seine Flinte und eilte damit dem Eisenbahndamme zu.

Dort warf er in weitem Schwunge das Werkzeug seines Unglücks in den rauschenden Strom. Dann wandte er sich in seinem Innern völlig gebrochen und verzweifelt dem Bahnwärterhause zu, um Weib und Kind auf das hereinbrechende Schicksal vorzubereiten.

## II.

Werner fand daheim seine Lieben im tiefen Schlafe. Ach, ihr Schlaf war so gut, so süß. Sollte er sie wecken, um ihnen das schreckliche Ereignis mitzuteilen? Das wäre die höchste Grausamkeit gewesen. Er konnte es nicht übers Herz bringen. Aber er konnte sich auch nicht von ihrem Anblick trennen. Er stand an den Türpfosten gelehnt und schaute feuchten Auges in die enge Schlafkammer, die der Mond hell erleuchtete. Dort lag sein junges, schönes Weib. Sie atmete so gesund, so leicht. Ihre Stirne war so glatt, so sorgenlos. Ach, sie ahnte nicht, welcher Kummer fortan ihr Herz beschweren und ihr Leben vergiften, welche Sorge ihr Gesicht vor der Zeit alt und faltig machen würde. Ihr voller Arm lag wie schützend um ihren jüngsten, rotwangigen Liebling geschlungen, während ihr langes, blondes Haar sich mit den schwarzen Locken des älteren vermischte.

Werner küßte wie zum Abschied jedem leise die Stirn. Aber er vermochte nicht fortzukommen.

„Schlaft sanft!“ schluchzte er. Er wollte noch weiter sprechen, allein Tränen erstickten seine Stimme.

Der Mann litt Höllequalen. Er mußte sich zurückziehen, um nicht laut aufzuschreien. Draußen in der Wohnstube stand sein Nachtessen noch auf dem Tisch.

Er berührte es nicht. Er hatte keine Lust zum Essen. Aber dessen Anblick erhöhte seinen Schmerz. Er sah daraus, seine Frau hatte ihn den Abend mit Gewißheit erwartet. Er hatte ihr es ja auch versprochen gestern, nicht auf die Jagd zu gehen. Sie hatte sich den Morgen, als ahne sie schon das nahende Unglück,

an ihn gehängt und unter Tränen gefleht, daß er ihr sein Wort gebe. Er hatte es gegeben, und sie hatte darauf getraut. Mit sehnsüchtigem Herzen hatte sie Stunde auf Stunde, Minute auf Minute geharrt.

Aber er war nicht gekommen. Er hatte sein Wort im Leichtsinne gebrochen. Und nun war das, was sie schon lange geahnt und gefürchtet, nur noch viel schrecklicher hereingebrochen. Er war allein schuld. Er hatte seine wilde Leidenschaft nicht zu zähmen vermocht.

Heißbrennende Reuetränen stürzten stromweise aus seinen Augen und quollen zwischen seinen rauhen Händen hervor, in die er, vor dem Tische sitzend, sein Gesicht stützte.

Ach, er hätte so glücklich sein können, er hatte die bravste, beste Frau von der Welt und die herrlichsten, liebsten Kinder und ein genügendes, behagliches Auskommen. Dieses Glück war nun für immer zerstört. Das Glück der Seinigen, die er so lieb hatte, für immer vernichtet.

Er schlug sich mit der Faust vor den Kopf, daß es dröhnte, und riß verzweifelnd an seinem Haar.

Dann schlich er wieder an die Kammertüre. Mit rinnenden Tränen, den Tod im Herzen, kehrte er zurück.

Auf einem schwarzen Wandschränken stand neben anderen Büchern eine Bibel. Darnach griff er jetzt als dem besten Trost im Leide, als der treuesten Urkunde göttlicher Liebe und Gnade.

Allein er hatte nicht bedacht, daß der Mond kein sicheres Licht zum Lesen gewährt. Eine Lampe durfte er nicht anzünden, wenn er die Seinigen nicht wecken wollte. Er stellte darum die Bibel wieder an ihren Platz, aber mit einem Gefühl, als wollte sich auch der Himmel vor ihm verschließen.

Es blieb ihm nichts übrig als das Gebet.

Mit verzweifelnder Geberde warf er sich auf die Knie, und um besser mit dem Himmel verkehren zu können, öffnete er das Fenster.

So hatte er lange gelegen, das zerknirschte Gesicht und die gerungenen Hände zum Himmel erhoben und manchen Seufzer und manches Stöhnen aus seiner breiten Brust hervorstoßend.

So hatte er lange für sich und die Seinen gebetet.

Als der junge Tag immer röter und heller im Osten emporstieg und der kühle Morgenwind seine heiße Stirne befächelte, erhob er sich. Seine Verzweiflung hatte sich in milde Ergebung verwandelt.

Er nahm jetzt ein Papier und schrieb darauf:

„Liebe Anna!

Laß die Kinder heute nicht in die Schule gehen, sondern komme, sobald Du kannst, mit ihnen nach dem Walthäuschen. Ich habe Dir etwas mitzuteilen. Es ist nichts Fröhliches, sondern eine Nachricht, die Dir wie ein zweischneidig Schwert durch die Seele dringen wird.

Ich habe Euch unglücklich gemacht. Wenn ich alles ungeschehen machen könnte, wollte ich mir die Hand gliedweise abschneiden lassen. Aber ich kann es nicht. Ich weine blutige Tränen.

Dein tief bereuender

Jakob Werner.“

Dieses Papier heftete er mit einer Stecknadel an das Kopfkissen seiner Frau.

Danach küßte er noch jedes leicht auf die Stirne,

steckte einige Lebensmittel zu sich und schlich sich hinaus, um seinen Posten in der Schlucht einzunehmen.

Als er in sein Wächthäuschen trat, war auch eben der erste Sonnenstrahl dort angekommen und beleuchtete sein liebes Handwerkszeug und seine unvollendeten Schnitzwerke, mit denen er sonst seine einsamen Stunden verbracht hatte. Aus den Käfigen schallte ihm der übliche Morgengruß entgegen. Sein Star krächzte: „Grüß Gott, grüß Gott.“ Seine Schwarzdrossel sang: „Wach auf, mein Herz, und singe — dem Schöpfer aller Dinge!“ Und sein Blutfink ließ in vollen, runden Tönen die Melodie des wehmütigen Volksliedes erschallen:

„Es bli-a-us ein Jäger,  
Wohl in sein Jägerhorn,  
Doch alles, was er bli-a-us,  
Das war verlorn.“

Das alles hatte sonst sein Herz erfrischt und erfreut. Heute stimmte es ihn unendlich wehmütig.

Er fühlte sich so fremd, so abgestorben. Es war ihm fast zu Mute wie einem Abgeschiedenen, der neben seinem eignen Leibe einherwandelt, oder als hätte er eine lange, undenkbare Zeit im Grabe gelegen und könnte sich nun nicht wieder ins Leben zurechtfinden.

Alles, was gestern noch seine Seele belebt und seine Tätigkeit ausgefüllt hatte, war plötzlich abgeschnitten und für immer dahin.

Wie eine leblose Maschine vollzog er seine Obliegenheiten. Wie eine leblose Maschine stand er da in seiner gewöhnlichen strammen Haltung, als der erste Bahnzug vorüberbrauste.

Er sah ihm noch lange nach, als der Zug schon längst im Tunnel verschwunden war.

Zum ersten Male fiel ihm ein, daß er ja auch hätte flüchten können. Und es wollte ihm fast leid tun, daß er es nicht getan hatte.

Aber augenblicklich verwarf er wieder den Gedanken. Sollte er den Verdacht des Mordes mitnehmen nach Amerika?

Nein, nein, er wollte seine Sache verteidigen bis aufs Blut und alles andere dem Willen Gottes anheimstellen.

Als er noch so nachdachte, trat seine Frau bleich und aufgeregt, an jeder Hand ein Kind, aus dem Tunnel hervor. Ernst und traurig sah Werner den Ankommenden entgegen.

Schweigend reichte er allen die Hand.

Die Hand seiner Frau zitterte in der seinigen, und Tränen standen in ihren Augen, als sie zu ihm auf sah und hastig fragte: „Was hast du denn, Jakob? So sage es doch! Ich sterbe fast vor Unruhe.“

Über das Gesicht des Mannes zuckte es in unsäglichem Schmerze. Er konnte kein Wort hervorbringen.

„Du fürchtest dich, es mir zu sagen?“ fragte seine Frau. „Das hast du nicht nötig. O, ich bin stark. Ich weiß es ja auch schon, was dich drückt. Ich habe längst geahnt, daß diese Stunde kommen würde. Er hat dich also wirklich ertappt, der alte Brummbär, der Quast? Nun laß dir keine grauen Haare darüber wachsen. Was können sie dir am Ende viel tun? Deinen Dienst wirst du freilich verlieren. Sie werden dich auf ein paar Monate einsperren. Die gehen herum. Und dann ziehen wir nach Amerika, wie du schon längst wolltest. Dort kannst du jagen und schießen nach Herzenslust.“

„So darfst du nicht mit mir sprechen, Anna,“ seufzte Werner. „Solch milde Worte habe ich nicht verdient. Du mußt mich schelten, mich Schändlichen von dir stoßen, der sein Wort gebrochen und deinen rührenden Bitten nicht Folge geleistet und nun dich und die Kinder elend gemacht hat. Wie willst du Schmach und Armut ertragen, die jetzt über dich hereinbricht? Ich habe mich doppelt und dreifach an dir versündigt, du Arme. Aus Liebe zu mir hattest du Reichthum und Verwandte, alles im Stiche gelassen und warst mir in das niedrige Bahnwärterhäuschen gefolgt. Statt dich dafür zu ehren und dir zu vergelten, mache ich dich jetzt zur Frau eines Verbrechers, eines Zuchthaussträflings, vielleicht gar eines . . . . . o, o, Anna, Anna!“

Der starke Mann zitterte und ward leichenblaß.

„Anna, es handelt sich nicht bloß um Wilddieberei. Ich bin eines Mordes verdächtig.“

Er atmete auf, daß das Wort endlich über seine Lippen war. Aber seine Frau ward vor Schrecken wie ohnmächtig, so daß er sie in das Wächthäuschen tragen mußte. Über Wilddieberei hätte sie sich hinausgesetzt.

Sie rechnete, wie die ganze Gegend, in der sie lebte, ‚Holzfrevel‘ und ‚Wildknappen‘, wie sie es dort nannten, nicht als volle Sünde, sondern als ein Durchbrechen unrechtmäßiger Schranken, aber ein Mord war ihr entsetzlich.

Noch todesbleich im Gesicht rief sie: „Um Gotteswillen, Jakob, du hast doch den Förster Quast nicht ums Leben gebracht?“

„Gewiß nicht!“ antwortete ihr Mann. „Gottes Gnade hat mich behütet, daß ich es nicht getan habe.“

Ich bin überhaupt unschuldig an dem Mord. Aber er wird mich des Mordes anklagen, und ich werde mich nicht reinigen können.“

Er setzte ihr jetzt den ganzen Sachverhalt auseinander. „Ach, wenn du nur unschuldig bist, so wird es schon wieder gut werden,“ tröstete seine Frau. „Der gütige Gott im Himmel wird zu seiner Zeit die Stricke der Bosheit zerreißen und deine Unschuld ans Licht bringen.“

„Wir wollen es hoffen,“ sagte mit einem schweren Seufzer der Bahnwärter. „Aber ich kann nicht recht daran glauben. Mein Gewissen leidet es nicht. Ich habe mich zu schwer versündigt, als daß ich auf Gottes Gnade bauen dürfte. Ich fürchte, ich fürchte, daß wir durch schwere Trübsal hindurchmüssen. Ich sehe kein Sternlein funkeln, nichts wie dunkle Nacht.“ Er hatte noch etwas, was er nicht zu sagen getraute. Er fuhr darum nochmals mit der Hand über sein Gesicht und murmelte in seinen Bart: „Wenn ich nur nicht lebenslang ins Zuchthaus wandern muß.“

„Um Himmels willen, Jakob, das kann ja doch nicht sein. Du bist ja unschuldig,“ schluchzte das geängstete Weib.

Werner mußte nichts zu ihrer Beruhigung. Er erwartete selbst das Schlimmste. Der Förster war ein unversöhnlicher, rachsüchtiger Mensch, der ihm längst den Tod geschworen hatte und der gewiß durch die körperliche Mißhandlung, die ihm widerfahren, noch mehr gereizt war. Die Umstände lagen aber für Werner ungünstig, so daß es nur eines mißliebigen Zeugnisses bedurfte, um ihn mit aller Gewißheit zum Mörder zu stempeln. Er stöhnte deswegen nur zu dem Schluchzen

seiner Frau. Als aber nun auch die Kinder zu weinen begannen, griff der unglückliche Mann verzweifelt in sein Haar, und Tränen rannen über seine gebräunten Wangen in den schwarzen Bart.

Da wischte sich der älteste der Knaben, der schwarzlockige Frik, seine feuchten Augen ab und rief: „Sei nur still, Vater, wenn ich groß und stark bin, hole ich dich aus dem Zuchthaus heraus.“

„Ach, Kind,“ sagte sein Vater mit schmerzzuckendem Munde, „dein Wille ist tapfer und gut, aber dein Arm ist dazu zu schwach.“ Doch als er dem zehnjährigen Jungen in das schwarze, von Liebe und Begeisterung leuchtende Auge sah, ergriff es ihn mit wunderbarer Gewalt. Er wußte selbst nicht wie. Zugleich schien die Sonne ganz und voll zu dem Zimmerchen herein, und der Blutsink begann die Melodie:

„Befiehl du deine Wege  
Und was dein Herz auch kränkt,  
Der allertreusten Pflege  
Des, der die Himmel lenkt!  
Der Wolken, Luft und Winden  
Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
Der wird auch Wege finden,  
Die dein Fuß gehen kann.“

Der Mann blickte von dem Knaben auf den Vogel, und von dem Vogel in den Sonnenhimmel hinein, und Schauer der Andacht rieselten über seinen Körper, einer nach dem anderen. Es war ihm, als hätte Gott selbst zu ihm geredet.

Werner hat diesen feierlichen Anblick sein Leben lang nicht vergessen.

Die Erinnerung daran hat später oft sein zagendes Herz getröstet und gestärkt. Einmal ist sie ihm aber

besonders lebhaft gekommen. Das war aber schon viel später.

Der zweite Zug meldete sich an und fuhr vorüber.

„Jetzt, Anna, ist es Zeit, daß du heim gehst,“ sagte Werner, „und sorgst für die Kinder. Sie haben noch nichts gefrühstückt. Ich verspüre auch Hunger.“

„Ach, ich bliebe lieber hier, Jakob, laß mich bei dir bleiben. Mir ist so angst, so angst.“

„So gehe doch, Frauchen! Du darfst die Kinder nicht leiden lassen.“

Seinem liebevollen Drängen gab sie endlich nach.

Aber wenn nun Werner glaubte, sie dadurch dem traurigen Anblick seiner Verhaftung entzogen zu haben, hatte er sich arg getäuscht.

Sie war schon längst wieder zurück, und sie hatten eine Zeitlang zu Mittag gegessen, da geschah erst das Schreckliche.

Ein Bahnzug, der das Tal herabkam, gab durch einige gellende Pöfse das Signal zum Anhalten. Die Bremsen knarrten, die Räder klirrten. Immer langsamer kam das brausende, schnaubende Ungetüm heran. Noch ein Knarren und Knirschen lief durch alle Räder und Bänder, und so stand es. Das plötzliche Stillhalten eines daherbrausenden Bahnzugs an ungewöhnlicher Stelle hat schon an sich etwas Aufregendes.

Doppelt unheimlich war es für die Armen, die da ahnten, was kam. Ihr Herz stand stille. Eiskalt lief es durch ihre Adern.

Sie sollten bald Gewißheit haben. Die Türe eines Wagens wurde geöffnet. Der erste, welcher heraustrat, war der Förster Quast. Ihm folgten zwei Gendarmen und die Untersuchungskommission.

Der Zug ging weiter. Mit grellem Aufschrei verschwand er im Tunnel und ließ das Gericht mit den Unglücklichen allein.

Das nächste, was jetzt geschah, war, daß die Gendarmen Werner die Hände fesselten und ihn in die Mitte packten. Als seine Frau das sah, stieß sie einen herzerreißenden Schrei aus und stürzte auf die Gendarmen ein, um ihnen ihren Mann zu entreißen.

„Er ist unschuldig, bei Gott im Himmel,“ rief sie, „versündigt euch nicht an einem Unschuldigen!“

Der Förster trat ihr auf einen Wink des Untersuchungsrichters entgegen.

„Laß der Gerechtigkeit ihren Lauf, Anna!“ sagte er.

„Was, Ihr wollt von Gerechtigkeit sprechen,“ rief sie ganz wütend, „Ihr, der Anstifter des ganzen Bubenstücks! Aber wartet, es lebt noch ein gerechter Gott, und der wird es an Euch bringen, daß Ihr noch bereut, was Ihr getan habt, Ihr harter, böser Mann.“ Sie sank völlig erschöpft zusammen. Es folgten jetzt noch etliche peinliche Stunden, die mit Besichtigung des Ermordeten, mit Verhören und Hausfuchungen hingebracht wurden. Werner hatte einen entschieden günstigen Eindruck auf den Untersuchungsrichter gemacht. Was er erzählte, hatte die Sprache der Wahrheit. Sein offnes, unbefangenes Wesen deutete nicht auf Mord, zum allerwenigsten auf Raubmord. Den Richter jammerte der schöne, kräftige Mann, das unglückliche Weibchen und die prächtigen Kinder. Aber er durfte ja sein Herz nicht fragen, er mußte die nackten Tatsachen mit kaltem Verstande prüfen. Und da sprach alles gegen den Mann.

Er war ein kühner Wildschütze gewesen und somit

an das Gefährliche und an freche Übertretung der Gesetze gewöhnt. Er war neben einem noch nicht lange Erschossenen fast mit rauchender Flinte ergriffen worden. Er mußte nichts anzugeben, auf welche Weise sonst der Ermordete ums Leben sollte gekommen sein, und mußte zugeben, daß außer ihm fast niemand je die Schlucht betrat, zumal zur Nachtzeit. Auch machte ihn das noch verdächtig, daß er seine Flinte weggeworfen hatte, da man dadurch die aufgefundene Kugel nicht mit der Weite des Flintenlaufes vergleichen konnte.

Allerdings blieb es eine unerklärliche Geschichte, wie der Fremde an diesen einsamen, entlegenen Platz gekommen war. Allein er konnte sich auf einem der frisch für die Fremden angelegten Waldpfade verirrt, und einen Ausweg auf der Bahnstrecke gesucht haben. Man hatte ebenso keinen geraubten Gegenstand in der Wohnung vorgefunden. Allein es war ja Zeit genug gewesen, dieselben zu verbergen.

Einmal hatte des Untersuchungsrichters Gesicht aufgeleuchtet, als er den alten Stollen entdeckte. Es war jedoch nur für einen Augenblick, denn der Förster erklärte, daß dieses Bergwerk schon seit Jahren nicht mehr gebaut würde und der andere Ausgang stundenweit entfernt sei. Werner bestätigte diese Erklärung.

So wurde denn der Bahnwärter Philipp Jakob Werner wegen eingestandenen Wilddiebstahls, wegen Mißhandlung eines Försters und wegen dringenden Verdachtes, einen Raubmord begangen zu haben, verhaftet.

Man beschloß, den nächsten Bahnzug anzuhalten, um den Gefangenen weiterzubringen.

Wieder dröhnten die Bremsen, wieder knarrten, klirrten und knirschten die Räder. Noch ein letzter Blick,

noch ein letztes Schreien der Frau und der Kinder, dann ward die Türe zugeschlagen. Das Dampfroß pfiff gellend auf, und fort ging es mit immer hastigerem Atem. Fort, fort auf lange, lange Zeit. Die Frau lag auf der Erde und schluchzte, daß ihr schier das Herz zerbrach, und die Kinder schrien um sie herum. Aber der Blutfink im Wachthäuschen sang:

Es bli-a-us ein Jäger  
Wohl in sein Jägerhorn,  
Doch alles, was er bli-a-us,  
Das war verlор'n.

---

### III.

Ein Nachtfrost hatte die Wälder in dem Flußtale vor der Zeit gelb gemacht. Und als nun später der Herbst, der bekannte Blätterschüttler kam, fand er fast keine Arbeit mehr. Nur Hainbuchen und Eichen hatten eigensinnig ihren längstverwelkten Frühlingsschmuck behalten.

Um so wütender wühlten jetzt die Herbststürme die schon hingefallenen Blätter auf und trieben sie in rasendem Zorn vor sich her, die steilen Bergwände hinter. Und wenn sie unten im Tale waren, wirbelten sie dieselben wieder in die Höhe und jagten sie weiter. Auch die Blättchen, die sich nicht ganz gut versteckt hatten hinter Bäumen und Steinen oder in Löchern und Gräben, wurden hervorgeholt und so lange gedreht und gewirbelt, bis sie sich vor dem wütenden Dränger in Verzweiflung in den Fluß stürzten.

In dem Bergmannsdorfe hatten sich viele Blätter angesammelt, weil sie dort gute Verstecke fanden in Höfen und Ställen, an Treppen und Ecken, an Mauern und Hecken. Der Sturm tobte hier um so heftiger und heulte um die Ecken und pffiff durch die Höhen, warf Ziegel von den Dächern, schlug Fensterscheiben entzwei, und wo sich ein Blättchen hervormagte auf die Gasse, wirbelte er es in die Höhe über den Kirchturm hinaus. Von den Obstbäumen jagte er die letzten Blätter herunter und schüttelte und peitschte dieselben, daß sie zitterten und bebten, und Äste und Zweige krachten.

So trieb er es besonders arg mit einem völlig leeren Nußbaum, der sonst mit seiner reichen Blattfülle den Hof eines einstöckigen Häuschens beschattete. Er fuhr zwischen die wie betende Hände in die Höhe ragenden Äste des Baumes, daß er stöhnte und ächzte, und Blätter desselben, die er vorfand, zwischen der hohen Treppe des Hauses und dem an der Wand hinaufgezogenen Weinstocke oder an der Hecke des Gärtchens, jagte er über das moosgrüne Strohdach hinaus, bis sie Ruhe und ein sicheres Versteck fanden zwischen den Kreuzen und Gräbern des nahen Kirchhofs.

Hinter dem Fenster des einstöckigen Häuschens stand eine bleiche Frauengestalt, die auch vorzeitig der Nachtfrost geknickt zu haben schien. Sie sah dem Treiben des Sturmes und dem Spiel mit Blättern sinnend zu. „Ach,“ sagte sie halblaut, „wie gleichen doch die Menschen diesen Blättern. Auch sie sind ein Spiel des Schicksals und werden ruhelos hin und her getrieben und finden nirgends wahre Sicherheit, Ruhe und Frieden, als drüben in den Gräbern. O, läge ich schon dort!“

Ein solches Sinnen und Nachgrübeln war eigentlich

etwas Ungewöhnliches für den Stand, dem die junge Frau angehörte. Denn dort, wo das tägliche Brot mit schwerer Händearbeit verdient wird, nimmt man sich selten Zeit, über sich und den Weltlauf nachzudenken. Nur das Nächstliegende wird im Auge behalten. Erst schweres, außerordentliches Unglück gibt einen höheren Gedankenflug.

Daran fehlte es nun nicht der bleichen Frau am Fenster. Sie durfte mitsprechen, wo von Unglück die Rede war. Denn es war Anna Werner, die ihren Mann im Zuchthaus hatte.

Ja zu lebenslänglichem Zuchthaus hatte ihn das Geschwornengericht verurteilt. Sie hatte selbst den Urteilspruch gehört. Sie hatte der ganzen Verhandlung mit beigewohnt. Es war eine Heldentat für das schwache Weib gewesen, nach dem wochenlangen Hangen und Bangen zwischen Hoffnung und Verzweiflung noch das Ende des furchtbaren Trauerspiels mit anzusehen. Aber sie mußte dabei sein; sie mußte mit eigenen Augen zuschauen, wie ihr geliebter Mann den letzten Kampf, den Entscheidungskampf für seine Unschuld kämpfte.

Ihr Herz blutete, allein manchmal hätte es auch aufjauchzen mögen, wie er so groß und herrlich dastand, gar nicht wie ein Verbrecher oder Gefangener, sondern wie ein Sieger in der Schlacht, oder wenn seine tiefe, klangvolle Stimme durch den Saal schallte, in dem er in einfacher, kräftiger Rede seine Unschuld verteidigte.

Alles nahm Anteil an dem Angeklagten, man sah es. Auf die Geschwornen machte er sichtlichen Eindruck. Aber das Zeugnis des Försters vernichtete wieder alles. Anna hätte hinspringen und ihm die giftige, verläumderische Zunge aus dem Hals reißen mögen, sie

hätte rufen mögen vor aller Welt: „Seht ihr denn nicht, wie er lügt.“ Aber als sie nun den Erfolg seines Zeugnisses sah, als sie deutlich ihr Schicksal auf den Gesichtern der Leute geschrieben las, ward es ihr so heiß, so eng, daß sie meinte, sie müßte vergehen. Der Saal fing mit ihr an zu tanzen, und die Decke wollte herunterkommen und sie erdrücken. Und doch wagte sie wieder zu hoffen, als sich die Geschwornen entfernten, um zu beraten. Aber ihr Herz pochte, daß es ihr fast den Atem nahm.

In diesem Augenblicke hatte sich der Gefangene herumgewandt. Er suchte sie augenscheinlich und hatte sie auch bald entdeckt. Seine Augen ruhten so zärtlich und doch wieder so mahnend auf ihr. Es war ein Blick, den man nie wieder vergessen kann. Er drang ihr bis in die Tiefe der Seele hinein.

Als er sie auf diese Weise eine Zeitlang angeschaut hatte, deutete er mit einer feierlichen Handbewegung nach oben.

Da löste sich auf einmal die Spannung ihres Wesens, und ein unaufhaltsamer Tränenstrom rann aus ihren Augen, und lautes Schluchzen kam aus ihrer Brust. Aber dadurch erhielt sie Kraft, den Urteilspruch mitanzuhören, der jetzt gesprochen wurde, und mitanzusehen, wie ihr Mann erbebte und weiß wurde wie eine Wand.

Darüber waren nun schon Wochen hingegangen, aber sie war noch nicht fähig gewesen zu einer regelmäßigen Arbeit oder zu einem festen Entschluß für die Zukunft. Ihr übermächtig, heftig erschüttertes Gemüt konnte die nötige Ruhe nicht wieder finden. Es war Gefahr vorhanden, daß sie tiefsinnig wurde.

Ein neues Unglück gab ihren Gedanken gewaltsam eine andere Richtung.

Häusliche Noth blickte mit gräßlichen, hungrigen Augen zur Thüre herein.

Anna war von Haus aus nicht arm. Sie war zu ihrer Zeit sogar eines der reichsten und viel begehrtesten Mädchen in der ganzen Gegend gewesen.

Allerdings hatten ihre früh verstorbenen Eltern ihr kein besonders bedeutendes Vermögen hinterlassen, allein sie besaß eine reiche, kinderlose Tante, die sie zur alleinigen Erbin eingesetzt hatte. — Das war die dicke Frau Brendel im Oberdorf, die dem einzig bedeutenden Krämergeschäft der Umgegend und einer ausgedehnten Brot- und Mehlhandlung vorstand, deren Haus allein einen farbigen Anstrich, Läden an und Vorhänge hinter den Fenstern und Schiefer auf dem Dache hatte, deren Garten vor dem Hause nach dem Flusse zu allein mit grünen Palisaden umgeben war, und die, wenn sie Sonntags in die Kirche ging, mit ihrer kostbaren Spitzenhaube und ihrer schwer goldenen Kette um den Hals den Neid aller Weiber, sogar der Frau Schullehrer und der Frau Pfarrer, erregte.

Bei ihr war Anna aufgezogen und als das Kind des Hauses betrachtet worden.

Erst die Heirat brachte Tante und Nichte auseinander.

Die Frau Brendel hatte es sich in den Kopf gesetzt, Anna solle den jungen Bergschreiber Quast, den Sohn des Försters, heiraten. Derselbe war eine Zeitlang als Lehrling in ihrem Geschäfte gewesen und hatte sich ihre besondere Gunst zu erschleichen gewußt. Später hatte

er es zum Bergschreiber gebracht und stand in hohem Ansehen bei dem Herrn Direktor.

Er war ein feiner Herr geworden mit feiner Kleidung, feinen Manieren und feinem Gehalt. Aber Anna konnte ihn nicht leiden. Sie mußte, daß er falsch und heimtückisch war. Sie sah viel lieber ihren alten Spielkameraden, ihres armen Nachbarns Werner Sohn, den kühnen, aber treuen Jakob. Und als es zur Entscheidung kam, setzte sie ihren Willen durch. Aber die dicke Krämersfrau behielt auch ihren Willen, das heißt, sie enterbte Anna und verbot ihr ein für allemal das Haus.

Anna blieb darnach bloß ihr elterliches Vermögen. Dasselbe bestand in dem Häuschen, worin wir sie wieder gefunden haben, in etlichen Aekern, Bergen und Wiesen und einem kleinen Kapital.

Für eine reiche Gegend wäre ein solches Erbe Armut gewesen, in jenen öden Bergen gab es schon den Anstrich von Wohlstand, zumal man berechnete, daß in den langen Jahren, wo es unter vormundschaftlicher Verwaltung gewesen war, es sich fast verdoppelt haben mußte.

Der Bahnwärter Werner galt darum unter Seinesgleichen als ein wohlstehender, vermögender Mann. Allein weder er, noch seine Frau wußten eigentlich, wie sie standen.

Der Vormund, der später zum Bürgermeister im Dorfe gewählt wurde, hatte noch alles in Händen. Eine volle, entschiedene Abrechnung hatte noch nicht stattgefunden.

Um Hochzeitstage des jungen Paares, wo niemand Lust zeigte zu unerquicklichen Geldgeschäften, war aller-

ding's ein Versuch zur Abrechnung gemacht worden. Da war plötzlich der Bürgermeister und Vormund mit wichtigem Amtsgesicht, einer großen Brille auf der Nase und einem dicken Bündel Papiere unter dem Arm erschienen und hatte von den eben erst vereinigten Eheleuten Einsicht in die Papiere verlangt, und die Unterschrift zu einer Bescheinigung, die er der obervormundschaftlichen Behörde, dem Amtsgericht in N., vorzulegen habe.

Werner hatte durchaus nicht unterschreiben wollen.

Aber da wäre er schön angekommen. Der gestrenge Herr Bürgermeister hatte sein an sich faltiges Gesicht in noch ernstere Falten gelegt und hatte den etwas vereinsamten Büschel Haare auf seiner Stirne, den er stets in die Höhe strich, um sich ein gelehrteres Ansehen zu geben, zu einem wahren Horn gedreht, als ob er stoßen wollte, und sagte mit großer Entrüstung: „Ei, ei, Jakob, bist Soldat gewesen und hast jetzt selbst einen Dienst und willst mich hindern in meiner Pünktlichkeit? Verstehst du? Vormundschaftsachen sind pressante Sachen. Niemand kennt die Gesetze und Verordnungen besser wie ich. Verstehst du? Heute geht meine Vormundschaft zu Ende, und heute bringe ich alles ins Reine, und morgen geht schon die Quittung ans Amtsgericht. Verstehst du? Wenn die Sache nicht erledigt wäre, würde mir kein Bissen schmecken auf deiner Hochzeit. So bin ich einmal.“

Was war da zu tun? Wenn dem gestrengen Herrn Bürgermeister der Braten, der Kuchen und Wein schmecken sollte, mußte man ihm den Willen tun. Denn er war einmal so.

Natürlich war niemand aufgelegt, den Papierbündel

zu besichtigen, und die Unterschrift geschah, ohne daß man wußte, was man unterschrieben hatte. Aber nun schmeckte es dem Bürgermeister. Er war einmal so. Sonderbarerweise hatte der Bürgermeister mit der eigentlichen Vermögensübergabe nachher Zeit.

Die Bescheinigung, daß sie stattgefunden habe, war ja an das Amtsgericht abgegangen. Nun preßierte sie weiter nicht.

Werner fragte einmal darnach.

Augenblicklich aber drehte der Bürgermeister sein Horn in die Höhe und sagte zum Stoßen gerüstet: „Hast es so eilig, Jakob? Willst wissen, wie schwer der Goldfisch wiegt, den du gefangen hast? Verstehst du? Dein Vermögen ist in guten Händen. Was willst du damit? Bebauen kannst du das Gut doch nicht. Entweder mußt du es verpachten oder verkaufen. Und ob ich dir die Zinsen gebe oder du sie selbst eintreibst, wird einerlei sein. Wirst doch kein Mißtrauen haben?“

Werner hatte allerdings Mißtrauen, aber er beeilte sich zu sagen, daß er keines habe. Wer durfte auch gegen einen solchen Mann Mißtrauen haben? Jeder Zoll an ihm war bürgermeisterliche Würde. Er war völlig unnahbar.

Niemand wagte Mißtrauen zu haben, sondern jeder war ganz Scheu und Respekt, wenn derselbe ihn ansprach, oder wenn er breitspurig das bürgermeisterliche Haupt in schweren Gedanken wiegend und ein Papier in den auf dem Rücken zusammengelegten Händen tragend, die Gasse hinunterschritt.

Ein Papier trug er immer in seinen Händen und den Kopf schüttelte er stets in schweren Gedanken, mochte er auch nur seinen Morgenkümmerl bei der Frau Brendel

trinken oder abends bei Brenners seinen Schlaftrunk nehmen. Man hätte ja sonst denken können, der Bürgermeister hätte nicht stets die wichtigsten Geschäfte, oder das Gemeindewohl schwände einen Augenblick aus seinem gedankenreichen Haupte.

„Verstehst du?“ fuhr er, zu dem Bahnwärter gewandt, fort, „ich entwerfe dir die Abrechnung alles fein, Posten für Posten, so übersichtlich, daß du es mit den Händen greifen kannst, und komme dann nächstens mit dem Papiere selbst hinüber. Kannst schon deiner Frau sagen, daß sie einen guten Kaffee bereit hält. Im Augenblick kann ich nicht. Verstehst du die neuen Gesetze und Verordnungen? Das kann ein anderer gar nicht begreifen, was die einem zu schaffen machen. Aber wenn du vielleicht Geld brauchst, Geld kannst du jederzeit bei mir haben.“

Werner brauchte Geld.

Er holte sich auch ein-, zwei-, dreimal, aber gerechnet wurde nicht. Anna hatte gut ihren Kaffee bereit halten. Ja, wenn die neuen Gesetze und Verordnungen nicht gewesen wären.

Dieses Hinausschieben von Abrechnungen ist einer der größten Übelstände auf dem Lande. Die Leute werden nicht klug. Oft hängen solche Abrechnungen jahrelang, ein halbes Menschenleben lang. Die liebe Bequemlichkeit oder falsche Rücksichtnahme ist schuld daran. „Wir haben noch zu rechnen,“ heißt es. „Ach laß nur, es hat keine Eile,“ erwidert der andere. Und so bleibt es, bis die Zahlen und Sachen nicht mehr treu im Gedächtnis sind.

Gelegenheit macht Diebe, und im Trüben fischen die Fischer am liebsten.

Unehrliche Menschen gibt es immer, und durch solche unklare Verhältnisse sind ihrer Schurkerei Thüre und Thor geöffnet.

Nachher kommt das Unheil, lange Prozesse, falsche Eide, Haß, Feindschaft, schändliche Verluste, Verarmung.

Eine Stunde, zur rechten Zeit gerechnet, hätte oft jahrelanges Unglück vermieden. Dann ist aber die Reue zu spät. Bei Anna kam auch die Reue zu spät.

An dem nächsten Tage, da ihr Mann fortgeführt worden war, war der Bürgermeister zu ihr gekommen und hatte gesagt: „Anna, du hast jetzt Rat und Hilfe nötig, deswegen bin ich gekommen. Verstehst du? Dein Mann ist unschuldig. Natürlich. Aber das wird schwer halten, ihn los zu bringen. Wenn aber jemand imstande ist, ihn frei zu machen, bin ich's. Verstehst du? Es kennt niemand die Verordnungen und Gesetze besser als ich. Aber Kosten wird es geben. Verstehst du? Doch da darf nicht gespart werden, wo es sich um ein Menschenleben handelt. Verstehst du? Ich werde mir keinen Gang und keine Reise verdrießen lassen. Das ist lauter Freundschaft. Verstehst du? Aber dein Kopf steht gewiß jetzt nicht darnach, um solche verwickelte Geschäfte abzumachen. Wer soll nun sorgen und sich plagen als ich? Aber an mir hast du den besten Mann, verstehst du?“

Anna hatte mit Freuden dem Bürgermeister jede verlangte Vollmacht gegeben. Denn seine Versprechungen waren der einzige Hoffnungsstrahl gewesen in der Nacht ihrer Verzweiflung.

Der Bürgermeister hatte auch wirklich einige Reisen nach der Gerichtsstadt unternommen und war jedesmal mit sehr rotem und glänzendem Gesicht heimgekommen.

Für die mit tränenschweren Augen fragende Anna hatte er nur Tröstliches. „Es wird schon gehen,“ tröstete er. „Aber die Kosten, verstehst du? die Kosten!“ Dabei wiegte er gedankenschwer das Haupt und verzog den Mund so bitter, als hätte er Essig getrunken. Und er hatte doch nur guten Wein getrunken in der Gerichtsstadt.

„Das ist einerlei,“ hatte dann Anna geantwortet, „das mag kosten, was es will, wenn er nur loskommt.“

Aber er kam nicht los. Dagegen kam jetzt der Bürgermeister mit der längst versprochenen Abrechnung.

Mit scharfgedrehtem Horn auf dem gedankenschweren Haupte, die Brille mit den großen Gläsern auf die stark gerunzelte Stirne geschoben, die fleischige Unterlippe wichtig heraufgezogen, ging er Papier nach Papier mit ihr durch. „Du sollst nicht sagen, daß ich dich betrogen hätte, Anna,“ sagte er und brachte so viel Zahlen und so viel Namen und flichte so viel neue Verordnungen und Gesetze und so viel ‚verstehst du?‘ hinein, daß der armen Frau der Kopf schwindelte, und sie gar nichts verstand. Zuletzt merkte sie so viel, daß ihr von ihrem ganzen Vermögen kein Pfennig übrig blieb, so daß sie Bankerott machen mußte, wenn der Bürgermeister nicht den Edelmütigen spielen würde, und alles an Zahlungsstatt übernehme.

Da wurde das Frauchen hochrot im Gesicht vor Zorn und Entrüstung. „Ihr Spitzbube, Ihr Hallunke,“ rief sie, „Ihr Schuft, Ihr Heuchler! Ins Zuchthaus gehört Ihr, statt Bürgermeister zu sein und der Welt etwas vorzumachen. Ihr seid schlechter als der schlechteste Dieb, Ihr Pharisäer, der Ihr der Witwen Häuser fresset und wendet lange Gebete vor. Aber wartet, ich will



mir schon Recht verschaffen. Ich nehme einen Advokaten an, der euch den Topf aufdeckt, Ihr schändlicher Betrüger, Ihr."

Dem Bürgermeister wurde es etwas warm unter der Bürde. Denn er fühlte, daß die Frau eigentlich recht hatte, aber er war doch viel zu klug, um sich etwas derart merken zu lassen.

Er ließ sie ruhig austoben und dann sagte er so trocken und kalt wie möglich: „Bist du fertig, Anna? Dann merke dir alle die schönen Titel und Namen, welche du so gut warst, mir beizulegen. Denn du wirst dieselben vor Gericht zu verantworten haben, wenn du sie nicht augenblicklich zurücknimmst. Das nennt man Amtsehrenkränkung. Verstehst du? Und darauf steht unter Umständen Korrektionshaus. Wenn du deine Sache aber einem Advokaten übergeben willst, so soll mir das recht sein. Ich komme so doch wieder zu meinen Auslagen. Du magst dann meinetwegen Bankerott machen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ich hatte es gut mit dir vor. Ich wollte dir wenigstens dein Häuschen erhalten.“

Nach diesen Worten packte er eiligst seine Papiere zusammen, um sich zu entfernen. Die tiefste Entrüstung über eine unverantwortliche Kränkung malte sich auf seinem Gesichte.

„Ei, Better, so wartet doch ein wenig," rief Anna dem Davoneilenden nach. „Es war ja so nicht gemeint.“

Sie war nicht scharfsichtig genug, um den gewandten Betrüger zu durchschauen, und zu gutherzig und kleimütig, um das einmal gefasste Mißtrauen aufrecht zu erhalten. Sie gab nach.

Um den breiten Mund des arglistigen Spitzbuben spielte ein rasches Lächeln, und dann war er wieder ganz Bürgermeister, ganz Würde und Großmut und Milde. Der sah ja das geängstete Weibchen wie ein gehektes Wild sich selbst in den vorgehaltenen Spieß stürzen und war des saftigen Bratens gewiß.

„Es ist mir lieb,“ sagte er, „daß du dein Unrecht einsehst. Verstehst du? Es wäre mir doch hart gefallen, gegen dich, die du so lange mein Mündel warst und jetzt im Unglück bist, klagbar zu werden. Nun, so laß uns vernünftig zusammen reden.“

„Ach, Better,“ schluchzte das arme Opfer, „nehmt nur das Häuschen, aber laßt mir den Weinberg. Jakob hat ihn selbst angerodet und hat immer eine große Freude daran gehabt.“

„Anna, du behältst das Häuschen und den Weinberg. Gott! zu was man sich nicht alles kann hinreißen lassen, wenn man ein weiches Herz hat! Es kommt nur eine kleine Hypothek auf beides. Verstehst du? Ich besorge alles. Brauchst dich um gar nichts zu bekümmern. Ich bezahle auch die Unkosten. Und nun fertig! Keinen Dank, keinen Dank! Du weißt, ich bin einmal so. Basta. Adieu.“

Der Bürgermeister war fort, aber das Mißtrauen war nicht fort. Vielmehr erwachte dasselbe jetzt erst recht heftig.

Allein, was wollte sie machen, die unerfahrene, junge Frau, gegen den abgefeynten, reifen Schurken, der sich gewiß in seinen Mitteln vorgeesehen hatte, und der, wenn Not käme, durch einen falschen Eid den Kopf aus der Schlinge zog? Würde sich überhaupt jemand ihrer annehmen, würde jemand Teilnahme empfinden für sie,

die Frau eines als Raubmörder Verurteilten? Sie hatte sich noch nicht so arm, so verlassen, so vereinsamt, so ausgeschlossen gefühlt wie eben.

„Ach wäre ich tot!“ schluchzte sie. Sie hätte mit den vom Sturm gejagten Blättern auf den nahen Kirchhof fliegen mögen, um sich dort zwischen den Kreuzen eine Ruhestätte zu suchen für ihr gequältes, geängstetes Herz.

Sie war noch nicht ganz arm. — Sie hatte noch einen Schatz, einen herrlichen, unberechenbaren Schatz. Sie dachte nur nicht daran. Aber sie ward daran erinnert. Denn jetzt traten ihre beiden Jungen in die Stube. Sie kamen aus der Schule heim, ihre Augen glänzten, und ihre Wangen glühten von Kraft und Gesundheit. Ihre Locken waren vom Sturmwind zerzaust. Ach, wie hat das tief erregte Weib sie an ihr klopfendes Herz gedrückt.

„Euch habe ich doch noch,“ rief sie. „Ihr bleibt doch mein, und solange ich euch habe, bin ich nicht arm und verlassen. Für euch will ich leben, will ich arbeiten, will ich darben, hungern, wachen, alles, alles. O Gott, hilf mir, o Gott laß wohlgelingen! Amen.“

Mutterliebe macht stark. Sie gibt Heldenmut und Heldenkraft. Anna erhob sich in der Kraft der Liebe so weit aus ihrer dumpfen Niedergeschlagenheit und Trauer, daß sie mit den Kindern Kaffee trank und hernach die Schulaufgabe durchging und ihnen dann erzählte aus alter, besserer Zeit oder von schöner, heller Zukunft. Sie hatte sich so in die Träume, daß ihr Mann wieder frei würde, und ihre Kinder herangewachsen wären, verloren, daß sie gar nicht merkte, wie die Türe aufging, und ein auffallend dürres, älteres

Weib hereintrat. Sie wurde erst aufmerksam, als diese jammernnd ächzte: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ und sich wie gebrochen auf einen Stuhl fallen ließ. Aber die Erscheinung mußte Anna etwas Gewöhnliches sein, denn sie beachtete sie kaum. Sie sagte nur: „Nun, bist du auch wieder da, Lie's?“ und fuhr in ihrer Erzählung ruhig fort.

Das Weib, die vollständig eigentlich die ‚Weberlies‘ genannt wurde, gehörte ins Haus. Sie saß dort zur Miete und hatte mit Anna die einzige im Häuschen befindliche Stube inne. Sie hatte dort schon seit Jahren gewohnt, und als Anna ihr Haus wieder plötzlich brauchte, konnte sie doch ihre Mieterin nicht schnurstracks auf die Gasse werfen. Sie richteten sich zusammen ein, so gut es eben ging.

Eine angenehme Gesellschaft war die Weberlies nicht. Es hätte sie manches, wenn es die Wahl gehabt hätte, nicht zur Stubengenossin auserlesen. Sie hatte etwas Spinnenartiges in ihrer Erscheinung: lange, dürre, krackelige, spinnenartige Beine, lange, dürre, spinnenartige Arme und Hände, einen geduckten Hals und ein paar böshafte Augen über einer stark gebogenen Habichtsnase. Ihr Geschäft war das Betteln mit dem ständigen Ausrufe: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ Dabei war sie aber den ganzen Tag auf den Beinen, kroch die höchsten Berge hinauf, sah alles, hörte alles, und hing durch ihre böshafte Bemerkungen und Geschwätze, wie man sagt, Land und Leute zusammen.

So horchte sie jetzt noch eine Weile auf das, was Anna erzählte, rief noch etliche Male: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“ dann huschte sie

mit ihren langen Spinnenbeinen an ihr Bett und verbarg dort einen ziemlich gefüllten Sack mit Eßwaren, nachdem sie vorher einen raschen Blick auf Anna geworfen hatte, ob sie nicht beobachtet würde. Sie fürchtete Anna, weil dieselbe ihr schon verschiedene Male ihre Bettelei vorgeworfen und sie zur Arbeit ermahnt hatte. Von der Zeit an suchte sie den Bettelsack den Augen ihrer Stubengenossin zu entziehen.

Anna wußte jedoch schon lange ihr heimliches Versteck und beobachtete sie auch diesmal. Sonst hatte die Art der Alten ihr ein Lächeln abgezwungen, heute stimmte es sie außerordentlich trübe. Ihre Gedanken gingen unmittelbar von dem Bettelsack auf die Frage über: „Wie willst du dich und deine Kinder in Zukunft ernähren?“ Eine gänzliche Rat- und Mutlosigkeit ergriff sie, als sie an die verschiedenen Gelegenheiten des Geldverdienens zu denken anfang, die sich ihr etwa bieten könnten. Arbeiten, schwer, tüchtig arbeiten wollte sie, ja, aber wo war Arbeit in dieser armen Berg- und Waldgegend?

Die Arbeiten, die sie verstand, wie Stricken, Nähen, Spinnen, Waschen, taten sich die Leute dort selbst. Und wer es allenfalls tun ließ, wollte so wenig dafür ausgeben, daß sich kaum eine einzige Person dadurch zu ernähren vermochte.

Als die Kinder schlafen gegangen waren, sagte Anna darum mit einer gewissen Bitterkeit in ihrer Stimme zur Weberlies: „Du brauchst in Zukunft den Bettelsack nicht mehr zu verbergen. Ich werde ihn bald selbst umhängen müssen.“

„Ach, du lieb's Gottchen, du lieb's Gottchen!“ jammerte die Weberlies, während ihr Auge vor böshafter

Freude leuchtete. „So eine reiche, vornehme Frau! Wie ist denn das zugegangen?“

„Heute hat mir der Bürgermeister bekannt gemacht, daß mein sämtliches Vermögen für Gerichtskosten draufgegangen sei.“

„Ach, ach, ach!“ rief die Weberlies in steigender Bewunderung. „Da ist doch etliches an seinen Fingern hängen geblieben; dem fliegt ja kein Vögelchen übers Dach, das nicht Federn lassen muß.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Anna ausweichend. „Er wird doch nicht so schlecht sein, sich unser Unglück zunutze gemacht zu haben.“

„Du bist ja gar ruhig dabei?“ fragte die Weberlies mit einem lauernden Blick. „Ich weiß nicht, ich könnte nicht so ruhig sein, wenn ich so viel Geld verloren hätte. Aber du kannst dir helfen, du hast ja den vergrabenen Schatz noch.“

„Welchen vergrabenen Schatz?“ fragte Anna verwundert.

„Ei nun, von dem ermordeten Fremden.“

Das Blut stieg Anna glühendheiß ins Hirn: „O, du giftige Kreatur!“ rief sie, „du hältst uns doch nicht wirklich für Mörder und Hehler?“

„Nun alle Welt glaubt es. Sie sagen, du stellst dich noch eine Zeitlang arm und zur Zeit würdest du schon herausrücken mit dem gestohlenen Gut.“

„Ach Gott, ach Gott, das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ wimmerte das geschlagene Weib. „O, o,“ schluchzte sie. „Es ist bald zu viel.“

Sie erlag fast unter der Wucht dieses letzten Schlages.

Die schändliche Verdächtigung hätte sie vielleicht nicht so empfindlich berührt, wenn sie dieselbe erfahren

hätte, als sie sich noch im Besitz ihres Vermögens fühlte. Aber jetzt in ihrer Hilflosigkeit, in dem Augenblick, da sie vergeblich darüber nachsann, wie sie sich in Zukunft ernähren sollte, wo sie von dem Mitleid und der Unterstützung der Welt abhängig ward, einen solchen Blick zu tun in die Gedanken der Leute, war doppelt hart.

„Ach, Gott,“ rief das Weib mit wirrem Blick, „lebst du denn nicht mehr? Ja, ja, du lebst, und es wird ein Tag kommen des Lichts und des Gerichts.“

Sie sank völlig gebrochen hin und schluchzte laut.

Die Weberlies betrachtete ihr Opfer so triumphierend, wie eine Spinne die Fliege, die wehrlos unter ihrem Gifte zuckt und stirbt. Doch war sie noch nicht völlig von der Unschuld Annas überzeugt. Es lag wieder etwas Lauerndes in ihrem Blick, als sie sagte:

„Dann bleibt dir allerdings nichts anderes übrig, als zu betteln, wie ich, oder aufs Bergwerk zu gehen und Erz zu klopfen, wie dem Geisenlips seine dummen Töchter.“

„Wie, dort werden auch Weiber angenommen?“ fuhr Anna plötzlich auf.

„Ei warum denn nicht? Wenn ihnen das Steinklopfen nicht zu hart und schimpflich ist.“

„Gott sei Dank, so weiß ich doch, wie ich meinen Kindern das Brot verdienen kann!“ sagte Anna.

---

#### IV.

Wenn man zur rechten Seite des Bergmannsdorfes eine schmale, steile und dicht bewaldete Bergwand hinaufstieg, so blickte man, auf der Höhe angelangt, zu nicht geringer Überraschung in ein gleich tiefes Bachtal hin=

unter. Der Bach hatte eigentlich dort schon seinen Lauf beenden und zur Seite des Bergmannsdorfes in den Fluß münden wollen. Aber die starre Felswand, die er hier vorfand, hatte er nicht zu durchbrechen vermocht. Schäumend und brausend wandte er sich darum zur Linken und erreichte erst eine Stunde weiter seinen Willen, sich mit dem Flusse zu vereinigen. Dort aber, wo der wilde Sohn des Gebirges noch mit ungebrochenem Ungestüm durch Wald und Wiesen herunterkam, lag ein bedeutendes Hüttenwerk, wo die rings in Schachten und Stollen gewonnenen Blei- und Silbererze verarbeitet wurden.

Daselbe gewährte mit seiner prachtvollen Herrschaftswohnung, seinen gewaltigen Zechen, Pochwerken, Wäschern und Schmelzen einen großartigen Anblick, und der Lärm des ewigen Pochens, Hämmerns und Rauschens drang bis herauf auf die Höhe. Die Entfernung von dem Bergmannsdörfchen betrug höchstens eine halbe Stunde. Die Verbindung wurde hergestellt durch einen steilen Fußpfad, der jäh auf dieser Seite anstieg und jäh auf jener Seite abfiel und der sich durch Gebüsch und schwindelnde Felsen hindurchwand. Doch war derselbe stets mit hin und her eilenden Bergleuten oder Essen tragenden Kindern und Weibern bedeckt. Auch Anna wanderte jetzt oft hinüber bei Wind und Wetter, bei Schnee und Eis.

Sie hatte noch einmal, ehe sie zu der rauhen, harten Steinklopfarbeit griff, überall versucht, andere Arbeit zu bekommen, die besser für weibliche Hände passe. Aber sie war überall zurückgewiesen worden, bald fein, bald weniger fein, bald grob. Stets hatte sie merken können, daß man mit der Frau eines Zuchthaussträflings nichts zu tun haben wollte. Bittere Tränen hatte

sie dann jedesmal geweint; aber der Gedanke an ihre Kinder hatte ihr neuen Mut und neue Kraft gegeben; zuletzt war ihr nichts übriggeblieben als ihre äußerste Zuflucht, das Bergwerk.

Sie setzte sich mitten unter die ‚Hallenbuben‘, um Steine zu klopfen und Erze zu lesen. Die Beschäftigung mit jener leichtesten und niedrigsten Hüttenarbeit nannte man nämlich ‚auf die Halle gehen‘, und die sich an der Arbeit beteiligten, mochten es nun fünfzehnjährige Buben oder greise Männer sein, ‚Hallenbuben‘, da diese Verkleinerung und Auslese des Erzes in einer langen ‚Halle‘ vorgenommen wurde.

Obwohl meistens Buben, oft Kinder, diese einfache Arbeit verrichteten, waren auch Männer darunter, die zu keiner anderen Beschäftigung mehr tauchten, ebenso etliche Mädchen, aber keine Frau.

Sie hatte darum unter dem rohen Volke genug zu leiden. Man ließ es nicht einmal bei böshafter Andeutungen und Richern bewenden, sondern trieb offenen Spott und Hohn in Worten und Gefängen.

Die Frau dachte an ihre Kinder und ertrug es.

Empfindlicher traf es sie, als auch ihr früherer Freier, der Bergschreiber Quast, herbeikam, um sich für seine einstige, schmählische Zurückweisung dadurch zu rächen, daß er Anna dem allgemeinen Gelächter preisgab. Das war aber zuviel für das gequälte Weib. Sie fuhr auf wie eine verwundete Löwin.

„Ich habe ihn immer für einen schlechten Musjeh gehalten,“ rief sie, „aber so niederträchtig, wie er wirklich ist, habe ich mir ihn doch nicht vorgestellt. Das, was er an mir getan hat, das tut kein Räuber, kein Mörder, das tut nur ein reiner Satan. Nehme er sich

ein wenig in acht. Er hat gewiß schon genug bei unserm Herr Gott im Schuldbuch stehen, der wird ihn treffen, ehe er es versteht."

Der bleiche Herr Bergschreiber war darauf noch bleicher geworden und hatte sich eiligst entfernt. Niemand konnte ihn begreifen, daß er davonlief. Er war doch sonst nicht so ängstlich oder ‚auf den Mund gefallen‘, wie man sagt.

Unbegreiflicher war das Folgende. Anna fürchtete nun auch ihre letzte Zuflucht verloren zu haben durch die Rachsucht des Schreibers und daß ihr selbst die Arbeit ‚auf der Halle‘ entzogen werde. Allein, siehe da: des anderen Tages ward ihr der höchste Lohn ausbezahlt und ihr gesagt, so sollte es jetzt immer bleiben.

Was war das? War das eine neue Bosheit ihres Feindes? oder schlug ihm das Gewissen? Anna kümmerte sich nicht darum. Sie freute sich um ihrer Kinder willen des höheren Verdienstes und suchte desselben sich auf alle Weise würdig zu machen.

Mittlerweile legte sich auch die Spottsucht der übrigen. Ebenso begann im Dorfe selbst eine für Anna günstigere Stimmung Platz zu greifen. Der gesunde Menschenverstand siegte über die Torheit und die Verblendung. Sollte diese Frau, die sich Tag für Tag für ihre Kinder abquälte und abhärmt, noch einen verborgenen Schatz besitzen? Man fing jetzt an, hin und wieder auf den Bürgermeister loszuziehen, der ihr ihr letztes abgenommen habe. So waren die Ostern nahe herangekommen.

Die Strenge des Winters wich endlich milder Frühlingsluft. Die Sommerseite des Tales war schon gänzlich vom Schnee befreit, und drüben die andere Seite



war auch im Begriff, den weißen Wintermantel abzuliegen, um sich in Grün zu kleiden. Ebenso konnte sich das Eis im Fluß nicht mehr lange halten. Das Wasser stand schon schuhhoch darüber.

Es war aber auch in den letzten Tagen eine merkwürdige Schwüle in der Luft gewesen, fast, als wenn ein Gewitter oder Erdbeben bevorstände.

Anna, die Feierabend gemacht hatte, und vom Hüttenwerk heraufstieg, mußte sich den Schweiß abwischen, als sie die Höhe erreicht hatte, und ein paar Minuten ausatmen. Mit einem gewissen Bangen schaute sie hinunter auf ihr Dörfchen und in das schon dunkelnde Tal. Es wollte ihr schier unheimlich werden.

War es das Ungewohnte, daß jetzt alles plötzlich von Schnee entblößt war und Dächer und Felder und Bäume in ihrer eigentlichen Färbung erschienen? oder war es das hohle, dumpfe Klauschen in den oberen Luftschichten, während unten alles wunderbar still war, kein Blatt, kein Zweig sich regte, oder war es vielleicht das eigentümliche Düstern, was schon seit Tagen den Himmel verhüllte?

Allerdings war auch sonst ihr Gemüt voll und gedrückt. Ihr Mann hatte aus dem Zuchthaus geschrieben. Der Brief enthielt nur Schönes und Erhebendes. Er atmete nur Frieden, Liebe und Vertrauen. Aber sie hatte doch eine stille Sehnsucht herausgelesen nach Freiheit und Luft. Das hatte ihr heiße Tränen entpreßt.

Außerdem lagen ihre Kinder seit einigen Tagen krank. Sie bekamen jedenfalls die Masern, die im ganzen Dorf verbreitet waren, eine an sich ungefährliche Krankheit. Aber gerade diese Hautkrankheiten be-

dürfen einer besonders sorgfältigen Pflege, damit sie keine übeln Folgen haben.

Anna mußte das und wäre auch bei ihren Kindern geblieben; denn sie war schon ängstlich, wenn sie nur Schnupfen oder Husten hatten. Aber die Weberlies, die gerade an Gicht litt und zu Hause bleiben mußte, sagte, Anna solle nur gehen, sie wolle acht haben, daß die Kinder sich nicht bloß machen würden. Anna hatte ihr ihre beste Schürze versprochen, wenn sie ihr Versprechen ordentlich hielt. Die Weberlies hatte es feierlich gelobt. Aber Anna traute dem boshaften Weibsbilde doch nur halb. War es nun dieses oder jenes oder etwas anderes, es lag wie ein nahendes Unglück in ihrem Gemüte. Als darum jetzt die Nachtglocke aus dem Thal herauflang, dieselbe Glocke, die so oft ihrem Manne hinüber nach der Schlucht geklungen hatte, sank sie nieder auf die Knie und betete:

„Herr bleibe bei uns, es will abend werden und der Tag hat sich geneigt. Wende von uns alles Ungemach und lasse endlich wieder einmal die Sonne deiner Gnade über uns aufgehen nach dunkler, dunkler Nacht! Amen.“

Nachdem sie so im Gebet ihr gepreßtes Herz erleichtert hatte, riß sie noch einige blühende Rätzchen von einem Weidenbusch für ihre Kinder und eilte dann mit geflügelten Schritten der Heimat zu. Sie fand es daheim nicht übel. Die Masern waren völlig hervorgetreten und die Kinder nach Umständen munter.

Sie setzte sich darum, als das Nachtessen beendet war, und die Weberlies ihr Lager aufgesucht hatte, ganz beruhigt neben das Bett der beiden Patienten, um einen Teil der Nacht zu wachen. Den Tisch mit der Lampe

hatte sie sich ein wenig näher herbeigerückt und einen Strickstrumpf zur Hand genommen. In dem Ofen brummte lustig ein wohlthuendes Feuer.

Die Behaglichkeit des Zimmerchens vermehrte aber noch ein furchtbarer Wettersturm, der jetzt vom Himmel niederbrauste. Der Regen platschte ordentlich auf den Steinen und der Wind drang mit solcher Wut gegen die alten, rasselnden Fensterscheiben, als wollte er mit ihnen zugleich zur Stube hineinstürzen.

Anna fühlte sich ungemein sicher und angenehm hinter dem warmen Ofen. Sie freute sich, nicht mehr in das Unwetter geraten zu sein. Aber die Wärme und Behaglichkeit vertrug sich nicht wohl mit ihrer Absicht, wachzubleiben. Nur eine Weile klapperten die Strickstöcke ununterbrochen in ihren rührigen Fingern, dann siegte ihre körperliche Ermüdung über ihren guten Willen. Sie nickte mit ihrem Kopfe tiefer und tiefer. Die Hände blieben auf einmal wie erstarrt stehen. Dann hob sich wieder plötzlich der Kopf. Die Strickstöcke klapperten wieder. Das währte aber nur einen Augenblick, dann sank wieder der Kopf und die klappernden Stöcke ruhten wieder.

Anna fühlte, als sie nach einer Weile zu sich kam, daß es so nicht weiter gehen könne. Sie stand deswegen auf, sah einmal nach dem Feuer und legte frisches Holz zu. Dann nahm sie einen steinernen Wasserkrug und stellte ihn neben sich auf den Tisch, um hin und wieder einen Schluck zu nehmen oder die allzuschwer werdenden Augenlider zu benezen.

Diesmal hielt sie länger an mit Stricken als das erste Mal. Aber als sie diesmal wieder zu nicken begann, wurde sie nicht wieder wach. Das Strickzeug entglitt

ihrer Hand und ihr Kopf sank auf den Tisch, wo er auf ihrem Arm ein geeignetes Kuehissen fand.

So mochte sie eine Viertelstunde geschlafen haben, da hörte man draußen von dem Flusse her dumpfe Schläge, wie Kanonenschüsse. Diesen folgte ein anhaltendes Rauschen, Gurgeln und Krachen, ein Getöse, das nur hin und wieder von dem Brausen des Sturmes und Regens überboten wurde.

Das Eis im Flusse war gebrochen und in Trieb gekommen. Hinter dem Eise drein aber wälzten sich ungeheure Wassermassen geschmolzenen Gebirgsschnees und drohten dem engen Tale mit einer furchtbaren Überschwemmung.

Dem Häuschen Annas war die Gefahr am nächsten trotz seiner hohen Treppe. Denn es lag in dem sogenannten Unterdorf und dort an der tiefsten, zugänglichsten Stelle des Flußufers.

Das Wasser stieg mit einer schrecklichen Geschwindigkeit. Fast alle fünf Minuten war es um einen guten Fuß gewachsen. Schon hatte es den Leinpfad und die über denselben hinführende Straße überschritten. Der sonst sanft hinströmende Fluß glich einem wilden Strom. Immer höher stiegen die Wasser, immer wilder brauste die Flut. Schon plätscherten die Wellen um die Wurzeln des Nußbaums. Jetzt hatten sie auch den Traubenstock erreicht und jetzt die Treppe. Jetzt stiegen sie die einzelnen Trepplinge hinauf, alle fünf Minuten einen Treppling.

Ach wenn die da drinnen wüßten, welch ein entsetzlicher Gast mit rasender Gier die Treppe heraufgestiegen käme, sie könnten sich vielleicht noch retten aus seinen kalten Todesarmen. Aber wer sollte es ihnen

sagen? Freilich meldete er sich an durch unheimliches Gurgeln und Rauschen. Allein die da drinnen hörten ja nicht darauf.

Schon war die Hälfte der Trepplinge erstiegen, schon lag das Häuschen wie eine Insel mitten in der Flut, da fielen im Ofen drinnen die letzten Kohlen auseinander und das Licht, nachdem es eine Weile hin und her gefackelt, erlosch mit einem lauten Zischen.

„Anna, Anna!“ rief die Weberlies, „dein Licht ist ausgegangen. Aber horch einmal, was ist das für ein Rauschen! Man meint, es wäre Überschwemmung.“

Anna war schlaftrunken an das Fenster getaumelt. Sie konnte nichts sehen in der stockfinsternen Nacht, aber sie hörte durch das offene Fenster das Rauschen des Flusses gar wohl. Doch kümmerte sie der angeschwollene Fluß im Grunde nicht viel. Sie vermochte sich ja alles natürlich zu erklären. Schon wollte sie wieder das Fenster schließen, als sie durch ein verdächtiges Plätschern auf der Treppe aufmerksam wurde. Wie vergeistert schaute sie hinaus und suchte die Dunkelheit zu durchdringen.

„Ach du lieber Gott im Himmel, das Wasser steht ja schon auf der Mitte der Treppe. — Meine Kinder! meine Kinder! was soll aus ihnen werden?“

Die Weberlies sprang mit gleichen Füßen aus dem Bett. Sie suchte sich von der Wahrheit des Gesagten zu überzeugen, und als es sich bestätigte, schrie sie noch lauter als Anna: „Meine Kartoffeln, meine Geis, meine Geis, alles verloren.“

Anna hatte mittlerweile eine Laterne angezündet und den Wasserstand untersucht. Sie kam zähneklappernd wieder herein: „Wir müssen augenblicklich flüchten, das

Wasser steht schon auf dem obersten Trepppling und folgt mir fast auf dem Fuße nach.“

„Flüchten?“ heulte die Weberlies, „wohin denn? Wir sind ja rings vom Wasser umgeben. O du lieb's Herrgottchen, daß ich so noch mein armes Leben verlieren muß.“ Gleichsam zur Bestätigung ihrer Furcht stieß in demselben Augenblick eine gewaltige Eisscholle wider das Häuschen, das es zitterte und bebte. Die Weberlies schrie auf, als wenn schon ihr letztes Stündlein gekommen wäre. Auch die Kinder wurden unruhig und wollten aus dem Bette.

„Ja, ihr sollt aus dem Bette,“ sagte Anna mit bebenden Lippen, „und auch aus dem Hause. Gott mag euch behüten, ihr Armen. Ach, da ist das Wasser schon.“ Sie stieß einen gellenden Schrei aus, denn das Wasser züngelte richtig zur Stubentüre herein. „Eile dich Lies. Hier nimm den Anton und wickle ihn gut zu mit der Bettdecke. Ich will den Friß tragen. Wir können droben durch den Speicherladen hinaus auf die Kirchhofsmauer. Ich bin schon als Kind einmal so geflüchtet, und mein Vater hat eine eigene Vorrichtung machen lassen. Nur jetzt fort! Voran! Eile dich doch!“

Aber die Lies hatte jetzt Zeit, da sie wußte, daß sie immer noch sich retten könne. Sie raffte ihre wertvollsten Sachen zusammen und schnürte sie zu einem Bündel und als Anna immer heftiger drängte, sagte sie mit dem lauernden Blick eines Raubtieres: „Wenn du mir sagst, wo du deinen Schatz vergraben hast, will ich deinen Anton tragen.“

„Bei Gott dem Gerechten, vor dessen Richterstuhl ich einst treten muß, ich habe kein vergrabenes oder verborgenes Geld. Aber ich will dir mein Perlenhals-

band geben von meiner Brendels-Tante und die Ohrringe, die mir mein Mann geschenkt hat, als er von Berlin zurückkam.“

Durch diese Geschenke erweicht, nahm denn die Lies den Knaben auf den Arm, aber sie konnte es doch nicht lassen dabei zu rufen: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“

Es war übrigens die höchste Zeit, daß sie gingen, denn das Wasser kam mit immer größerer Wucht, und eine Eißscholle zertrümmerte bereits die Haustüre.

Rasch hatte Anna mit ihren starken Armen eine Brücke vom Speicherladen auf die Mauer hergestellt, und nun ging es die paar Schritte hinüber.

Es war immerhin ein halbsbrecherisches Wagnis, ein Kind auf dem Arm, die Laterne in der Faust, in dunkler, stürmischer Nacht auf schwankendem Brett über eine haus hohe Tiefe hinzuwandeln. Aber die größere Gefahr, welche drohte, ließ die beiden Weiber die kleinere leichter überwinden. So standen sie glücklich auf dem Kirchhof.

Aber wohin nun mit den kranken Kindern? Auf dem Kirchhof zwischen Kreuzen und Gräbern war doch ihres Bleibens nicht. Der Sturmwind sauste, der Regen plätscherte. Die Kinder durften in diesem Unwetter nicht lange bleiben, wenn es nicht ihr gewisser Tod sein sollte. Aber wohin? um Gottes Willen wohin? Die gute Anna legte sich eigentlich erst jetzt die Frage vor. „Wir müssen zunächst ins Oberdorf,“ seufzte sie. „Dort ist das Wasser noch nicht hingedrungen.“

„Weißt du was, ich ginge geradezu zu der Brendels-Tante,“ sagte die Weberlies, „da bist du am sichersten aufgehoben.“

„Ich weiß, daß das dein Ernst nicht ist, Lies. Du willst mich nur kränken; aber ich will in Gottes Namen deinen Rat befolgen. Ich tue es um der Kinder willen. Gott, ach Gott, wenn denen etwas passierte.“

Das eng aneinandergebaute Oberdorf war um vieles höher gelegen als die zerstreuten Häuser des Unterdorfs. Die einzelnen Gehöfte waren auch stattlicher, und da sie sämtlich sich wider die Bergwand anlehnten und dahinaus Ausgänge hatten, konnte dort von eigentlicher Wassernot keine Rede sein.

Nur die Keller füllten sich in der Regel mit Wasser, und bei größeren Überschwemmungen wurden auch Ställe, Schuppen, Scheunen und niedrig gelegene Stuben von den Wassermogen heimgesucht. Das gehörte aber schon zu den Seltenheiten.

In dieser furchtbaren Nacht jedoch hatten sie auch im Oberdorfe Angst. Das Wasser kam so außerordentlich rasch und mit solcher Gewalt, daß sich kaum die ältesten Leute an etwas Ähnliches erinnerten.

Alles war darum auf den Beinen. Die Keller wurden geräumt, das Vieh nach höher gelegenen Ställen gebracht, Betten abgeschlagen und nach den oberen Stockwerken geschafft. Dabei half eines dem andern. Ganze Herden von jungen Leuten zogen von einem Haus in das andere. Doch hatten die Häuser besonderen Vorzug, wo es am meisten zu trinken gab. So war ein wahrer Zusammenlauf von Menschen bei der Frau Brendel. Allerdings war auch dort mehr zu tun, da bedeutende Vorräte in den Kellerräumen aufgeschichtet lagen. Natürlich ging es bei solchem Andrang der verschiedensten Leute ohne Wirrwarr nicht ab. Aber die scharfen Augen und gebieterische Stimme der dicken Kauf-

mannsfrau wußten Ordnung zu schaffen. Wer ihr nicht gefiel oder unpassend erschien, wurde unbarmherzig hinausgewiesen. Allein bei der Eile, die notwendig war, da das Wasser schon in den Keller drang, und bei der Masse der Gegenstände konnte es dennoch ohne Schaden nicht ablaufen. So warfen zwei junge Burschen ein großes Ölfäß, das noch zur Hälfte gefüllt war, mit solcher Gewalt in den mit roten Sandsteinen geplätteten Hausgang, daß eine Daube platzte und das Öl sich in Strömen ergoß. Die Frau Brendel war wie der Blitz dabei, riß das Faß herum, daß es auf die unbeschädigte Seite zu liegen kam, jagte die ungeschickten Burschen mit Scheltworten fort und rief einen erfahrenen Mann herbei, der ihr helfen sollte, das noch übrige Öl zu retten. Denn das Öl war wieder um ein bedeutendes aufgeschlagen und jeder Tropfen, der verloren ging, ein Verlust.

Sie hatte Gefäße aus der Küche herbeigeholt, in welche das Öl vorderhand eingegossen werden sollte. Das Faß war aber so unschicklich groß, daß sie entschieden Hand mit anlegen mußte. Sie saß darum in gebückter Stellung unter dem Faß, mit der einen Hand dasselbe stützend, mit der anderen die Gefäße unterschiebend. Zum Unglück reichten die Gefäße nicht aus. Schon war das letzte in Gebrauch, da rief sie mit gellender Stimme ihre Magd: „Trine, Trine! — Wo ist nur wieder die steife Person? Sie ist niemals da, wenn man sie braucht.“

Hochrot im Gesichte vor Anstrengung und Zorn rief sie in immer höheren Tönen: „Trine, Trine!“

In diesem Augenblick traten Anna und die Weberlies mit den beiden Kindern in den Hausgang.

Anna war schon ganz verschüchtert, als sie ihre Tante so zornig sah. Sie sprach deswegen in zaghaftem Tone: „Tante nehmet mich mit den armen, franken Kindern in Eurer Hause auf. Wir haben kaum vor dem andringenden Wasser das nackte Leben gerettet. Ich käme nicht, wenn nicht die furchtbare Not mich triebe.“

Die Frau Brendel geriet in einige Verlegenheit durch diesen plötzlichen Angriff auf ihre Gastfreundlichkeit. Sie schaute neugierig unter dem Tische heraus mit ihrem runden, roten Gesichte. Aber die späten Gäste schienen ihr nicht zu gefallen. Ihr alter Ärger und ihr frischer Zorn siegten über die augenblickliche Nührung. „Du hast dir deine Suppe selbst eingebrockt, du magst sie auch auzessen,“ erwiderte sie auf die Bitte ihrer Nichte. „Du hättest es süß haben können, jetzt magst du sehen, wie bitter schmeckt. Ich habe keinen Platz für deine Kinder. Alle Stuben sind mit Ware bestellt.“

„Um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen, auf die Ihr ja auch hoffet, laßet mich nicht fortgehen, Tante! Weiset das Kind Eurer einzigen Schwester, der Ihr auf dem Todesbett gelobt habt, Mutterstelle zu vertreten, so nicht von Eurer Schwelle! Treibt mich nicht in Nacht und Verzweiflung hinaus. Tut nur, was jeder Christenmensch an anderen üben soll. Erbarmet Euch dieser armen Kleinen, die sonst sterben müssen in diesem Unwetter. Laßet die Unschuldigen nicht büßen, was ich verbrach. Sie sollen für Euch beten, wenn sie wieder gesund werden, jeden Morgen und Abend die kleinen Händchen für Euch falten für Euer Glück und Wohlergehen. Ach, laßt sie nicht umkommen in Sturm und Regen! Tante, seid Ihr denn kein Mensch? — O Gott, o Gott, ich kann nicht mehr.“

Sie mußte sich wider die Wand lehnen, um nicht umzusinken. Ihre Bitten hatten so rührend geklungen. Sie war so ergreifend in ihrer bis zum Tod geängsteten Muttersorge und Mutterliebe. Sie sah so bleich aus, und in ihren großen, sanften, blauen Augen perlten so heiße Tränen. Einen Stein hätte es rühren müssen. Dem Mann, der das Faß hielt, stand das Wasser in den Augen. Aber Tante Brendel war heute härter als ein Stein. Sie war sonst nicht so schlimm. Sie fühlte sich sogar tief ergriffen. Aber ihr Stolz ließ es nicht zu, jetzt noch nachzugeben. Sie polterte sich darum selbst in Zorn. „Es braucht niemand für mich zu beten. Wenn deine Kinder beten wollen, dann laß sie für ihren Vater im Zuchthaus beten.“

„Ich gehe schon, schweigt nur still, Tante!“ sagte Anna ihre letzten Kräfte zusammenraffend. „O, wäre ich in meinem Stübchen sitzen geblieben. Die Wasser hätten mehr Erbarmen gehabt als die Menschen. Sie wären vor meinem Schmerze zurückgewichen. Kommt, ihr Kinder, laßet uns sterben! Die Welt hat nichts für uns mehr übrig als ein Grab.“

Sie wankte zur Thüre hinaus.

„Frau Brendel, so lauft ihr doch nach, bringt sie zurück. Es gibt wahrhaftig ein Unglück. Es ist ja eine Schmach und Schande, wie Ihr Euch aufführt, das tut ja kein Heide und kein Türke,“ rief der Mann, der das Faß hielt.

„Ich weiß nicht, Geisenlips, was du dich darum zu bekümmern hast, was ich tue,“ rief die dicke Frau in hohem Zorn.

„Dann weiß ich aber auch nicht, warum ich Euer Narr bin und Euch das Faß hier halte.“ Bei diesen

Worten ließ der Geisenlips das Faß fallen und rannte der verzweifelnden Mutter nach. Er traf sie noch an der Türe des Hauses, wo die Weberlies sich weigerte, noch einen Schritt weiter mitzugehen. Sie brauche nicht mehr Erbarmen zu haben als die eigene Tante. Sie habe für die paar Lumpendinger von Geschenken genug getan, sagte sie.

Der Geisenlips nahm dem häßlichen Weibsbild das Kind vom Arm und sagte so sanft und liebevoll, wie er mit seiner rauhen Stimme konnte: „Komm, Anna, du gehst mit deinen Kindern zu mir in mein Haus. Es ist zwar klein und schon stark besetzt, aber geduldiger Schafe gehen viel in einen Stall. Und an Liebe soll dir es nicht fehlen. Wir teilen das letzte Stück Brot mit dir.“

Anna brach in ein krampfartiges Schluchzen aus und eilte, von dem freundlichen Mann unterstützt, in das Hirtenhäuschen auf der Höhe. —

Der dicken Frau Brendel war es nicht so gut gegangen. Als der Geisenlips so unversehens das Faß losließ und sie es greifen wollte, glitt sie auf dem ölgetränkten Boden aus und das Faß über sie. Das Faß sowohl als das nebenstehende Gefäß gossen ihren fettigen Inhalt über die Daliegende aus und sie bekam so viel von ihrem alten, guten Öl zu schlucken, daß sie zu ersticken meinte. In ihrer Todesangst wollte sie sich aufraffen, aber dick und schwerfällig, wie sie war, glitt sie wieder aus und fiel so hart auf den Kopf, daß ihr Blut sich mit dem Öle mischte. Sie fühlte, wie sie matter und matter wurde. Der Angstschweiß trat auf ihre Stirn. „Ach Gott, ich muß sterben,“ sagte sie, „da ist schon der Todesschweiß.“ Niemand hatte größere

Angst vorm Sterben wie sie. „Trine, Trine,“ rief sie verzweiflungsvoll. Aber ihre Stimme klang heiser und matt. Sie konnte nicht mehr rufen. Sie wurde auch nicht gehört, denn die Thrigen waren oben auf das emsigste mit dem Einräumen der Ware beschäftigt. Sie wollte beten. Sie legte die Hände zusammen; aber hatte sie nicht eben noch frevelnd gesagt, für sie brauche niemand zu beten? Hatte sie nicht eben noch allem Erbarmen Hohn gesprochen? wie durfte sie das Erbarmen Gottes anrufen?

Eine Hölleangst ergriff sie, die Angst des letzten Gerichts, wo die armen Seelen in die Hände des lebendigen Gottes fallen und kein Ausgang, keine Flucht mehr ist, nichts, als die Bornesaugen des ewigen Richters.

Alles Blut schoß ihr nach dem Hirn, die Augen traten aus ihren Höhlen, ihr Herz schlug wie ein Hammer; blutiger Schaum stand vor dem Munde. Da kam endlich die langersehnte Trine. Sie fing ein großes Lamento an, als sie ihre Frau in dem Ölbad erblickte, half ihr aber auch endlich auf die Beine. Jedoch die Frau Brendel, die sonst so fest auf ihren Beinen stand, konnte vor Zittern nicht stehen. Trine mußte sie in die Stube an ihren Lehnstuhl führen und sie von ihrem Ölschmutz ein wenig reinigen. Ein Kaffee sollte die Gesundheit wieder in Ordnung bringen. Er half wohl, aber er tat's doch nicht völlig. Sie legte sich ins Bett. Aber da war's ihr, als hörte sie das Rauschen des Wassers doppelt, und als sie ein wenig eingeschlafen war, sah sie Anna im Traume vor sich stehen, bleich wie Schnee und auf jedem Arm einen toten Knaben, und indem sie ihr die Toten zeigte, sagte sie: „Tante,

seid Ihr denn kein Mensch?“ Sie wurde plötzlich wach, und die Haare sträubten sich ihr auf dem Kopfe in die Höhe vor Grausen.

Sie zündete sich ein Licht an und konnte nicht wieder einschlafen.

---

## V.

So schnell das Wasser gekommen war, so schnell hatte es sich auch verlaufen. Aber der Schrecken der plötzlichen und ungewöhnlichen Überschwemmung hielt die Gemüther noch lange in Aufregung. Man erzählte sich in der ganzen Umgegend tausenderlei Geschichten, die geschehen waren oder auch nur geschehen sein sollten. So sollte unter anderem die dicke Frau Brendel in ihrem eigenen Ofen ertrunken sein; die Frau des im Zuchthaus sitzenden Bahnwärters Werner wäre wahnsinnig geworden, und ihr ältester Sohn Fritz hätte das Gehör verloren.

Von diesen Gerüchten war eigentlich nur das letzte wahr. Fritz war taub.

Als der Geisenlips an jenem Abende mit seiner Begleitung heimkam, jagte er zunächst seine beiden ältesten Töchter aus dem Bette, indem er rief: „Heraus, ihr ‚Gumbeln‘, ihr könnt auch auf Stroh schlafen.“ Dann legte er die beiden Knaben in das warme Lager und ließ seine Töchter schweißtreibenden Tee kochen.

Anton kam in Schweiß, Fritz nicht. Sie genasßen beide rasch. Aber bei Fritz war die Krankheit zurück-

getreten und hatte sich auf das Gehör geworfen. Er hörte nicht mehr. Diesen neuen Schrecken hatte aber Anna nicht mehr zu ertragen vermocht. Sie hielt dieses Unglück für das schwerste, das sie bis jetzt betroffen hatte, weil es nicht mehr gut gemacht werden könne. Sie umschloß ihren herrlichen Jungen mit den Armen und schrie wie verzweifelt: „O du armer, armer Krüppel! Es ist zu viel, es ist zu viel, mein Gott, mein Gott.“ Dann wurden ihre Reden immer verwirrter. In ihrem Kopfe sauste und brauste es. Sie konnte nicht mehr stehen vor Schwindel. Und, als sie im Bette lag, schüttelte sie der Fieberfrost. Ihr Kopf war dunkelrot vor Hitze. Sie verlor gänzlich das Bewußtsein und tobte und schwatzte alles durcheinander. Sie hatte das Nervenfieber. Die Leute hatten also, indem sie Anna für wahnsinnig erklärten, sich nur getäuscht und nicht geradezu gelogen.

Allein, was über die dicke Frau Brendel gesagt wurde, war grundfalsch. Sie stand nach dem neulichen Unfall wieder so fest auf den Beinen wie auch früher, und ihre Stimme klang gleich entschieden und durchdringend. Nur ihr Herz, das sonst in dem Gefühl ihrer Vortrefflichkeit so ruhig schlug, hatte ein wenig das Gleichgewicht verloren. Die Krankheit ihrer Nichte, und die Taubheit ihres Neffen noch mehr, störten das Gleichgewicht. Es arbeitete etwas in ihr. Man konnte es merken an dem Eifer, mit dem sie Erkundigungen über den Stand der Krankheit Annas einzog, an der Freude, die sie hatte, als endlich die Genesung gesichert schien, und an den Geldsummen, die sie heimlich dem Geisenlips zustellte für Doktor, Arzneien und bessere Lebensmittel.

Bis Anna sich wieder erholt hatte, war der Frühling vergangen.

Als der Sommer kam, ging Anna wieder ‚auf die Halle‘, Erze klopfen. Sie nahm ihren Fritz mit. In der Schule lernte er nichts und dort konnte er doch einiges verdienen. Sie bedurften's ja so sehr. Die Überschwemmung hatte ihr Häuschen stark beschädigt. Wenn sie es wieder bewohnen wollten, war ein völliger Umbau nötig. So lange mußten sie zur Miete wohnen. Wo sollte nun aber all das Geld herkommen? die Zinsen, die Reparaturkosten, die Miete? Sie wollten doch auch essen und trinken. Auch hätte Anna gern dem Geisenlips eine Entschädigung geboten. Ebenso lag die Rechnung des Doktors und Apothekers, die sie jeden Tag erwartete, schwer auf ihrem Gemüthe. Sie mußte nicht, daß das bereits ihre Tante berichtigt hatte.

Die Tage vergingen in Sorge und Arbeit.

Da trat noch ein Kummer hinzu. Fritz verlor nach und nach die Sprache. Er polterte anfangs das, was er zu sprechen hatte, rasch und schnell heraus; seine Stimme verlor Ausdruck und Klang; er hörte ja nicht mehr, was er sagte. Dadurch kam es später, daß er Silben und ganze Worte verschluckte. Dann vergaß er einzelne Worte völlig und wußte sie auch um keinen Preis mehr wiederzufinden. Seine Sprechweise ward immer trauriger und ärmer.

Anna wurde es himmelangst im Herzen.

Aber die Geschichte verschlimmerte sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche.

Eines Abends wußte er nicht auf sein Nachtgebet zu kommen. Anna schrie ihm in die Ohren; allein er

hörte ja nicht. Er saß da, seine Händchen gefaltet, seine Augen zum Himmel emporgerichtet; seine Lippen bewegten sich, aber es kam kein Laut aus seinem Munde.

Anna, von Rührung überwältigt, schloß ihn in ihre Arme und küßte ihn unter Tränen: „Lege dich nur, mein Kind, du hast doch gebetet. Gott hat dich gehört.“

Als der müde Knabe schon lange schlief, waren aber ihre Gedanken noch mit ihm beschäftigt. „Sollte es so weit kommen, daß er Gott nicht mehr zu nennen, daß er Mutter nicht mehr zu rufen vermag?“ fragte sie sich.

Des anderen Tages sollte sie die Bestätigung ihrer Befürchtung hören. Sie besprach sich mit dem jungen Lehrer über ihren Fritz.

„Wenn nicht beizeiten etwas für den Jungen getan wird,“ sagte dieser „wird er völlig stumm werden. Das geschieht nicht infolge seiner Krankheit, sondern infolge seiner Taubheit. Seht, liebe Frau, eigentlich Stumme gibt es fast gar nicht, das heißt, solche, die unvermögend wären, zu sprechen. Die Taubstummen, welche Ihr gesehen habt, haben entweder nicht sprechen gelernt, weil sie nicht hörten, oder die Sprache verloren. So wird auch Euer Sohn die Sprache verlieren, wenn er nicht in eine Taubstummenanstalt kommt oder einen ganz besonderen Unterricht erhält. Völlig ohne Unterricht, wie bisher, darf der Knabe um keinen Preis bleiben, sonst wird er seinen Sprachschatz in kurzer Zeit einbüßen. Wie rasch es geht, habt Ihr ja schon zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wäre er in die Schule gegangen, statt auf ‚die Halle‘, würde es nicht so weit mit ihm gekommen

sein. Ich kann ihm nun nicht das Verlorene wieder bringen, kann mich auch fortan nicht eingehend mit ihm beschäftigen. Dazu ist die Zeit des Unterrichts zu kurz und die Schule zu groß. Am besten ist es, wenn Ihr ihn in eine Taubstummenanstalt bringt. Dort werden seine wirklich ungewöhnlichen Anlagen die nötige Ausbildung bekommen. Übrigens könnt Ihr schon viel tun, wenn Ihr ihn jeden Tag eine oder zwei Stunden laut lesen laßt."

Anna dankte für die gütige Auskunft. Es war schon alles mögliche, daß der noch nicht lange aus dem Seminar entlassene, junge Lehrer, der für gewöhnlich höchst stolz und barsch war, ihr so lange Rede gestanden hatte. Mehr durfte von ihm nicht erwartet werden. Aber im Grunde lag für Anna wenig Trost in dem Gesagten. Die Augen waren ihr nur vollständig geöffnet worden, daß sie die ganze Gefahr erkannte.

Es konnte ja keine Rede davon sein, daß sie Fritz in eine Taubstummenanstalt brachte. Also mußte er geistig verkümmern. Sie ahnte in ihrer Mutterliebe mit richtigem Blick das Furchtbare, das darin lag. „Besser gestorben," flüsterte sie, „dann lebt doch die Seele bei Gott und ist nicht vergraben in unzugänglicher, stummer Hülle."

Anna nahm jedoch seit ihrer Krankheit alles, was da kam, in viel frömmerem Sinne hin. Sie war demütiger geworden und ergebungsvoller in den Willen Gottes.

Als sie schon genesen war, aber noch so matt und schwach im Bette gelegen hatte, und Vergangenes und Zukünftiges vor ihrer Seele stand, durchleuchtete es sie plötzlich wie ein heller Blitzstrahl.

Sie hatte bis dahin alle Schicksale, die sie betroffen hatten, gleichsam als ein Unrecht, als etwas Unverdientes angesehen. Sie hatte sie durchaus nicht mit dem verbrecherischen Lebenswandel in Verbindung gebracht, den sie und ihr Mann jahrelang durch ihre Wilddieberei geführt hatten. Jetzt sah sie plötzlich, wie alles damit zusammenhing, Glied für Glied, wie eine lange Kette.

Jetzt sah sie, wie ohne Wilddieberei ihr Mann gar nicht in Verdacht des Mordes gekommen und ohne diesen sie nicht arm geworden, sie nicht der Verachtung und niederen Verdächtigungen ausgesetzt und ihr Sohn nicht taub geworden wäre. Jetzt, wo sie den Fluch und das Verderben der Sünde merkte, fühlte sie auch zum ersten Male das ganz Abscheuliche und Gemeine ihres früheren Tuns. Waren sie denn besser als das niedrigste Diebsgesindel? Hatten sie nicht fremdes Eigentum sich angeeignet und davon gelebt? Sie wurde jetzt noch schamrot, wenn sie daran dachte.

War nicht gegen sie die Weberlies eine rechtschaffene Frau und der Geisenlips ein wahrer Heiliger? Hatte ihre Tante nicht das höchste Recht, sie von der Schwelle ihres Hauses abzuweisen?

Aber wenn sie an Gott dachte, wollten ihr schier die Sinne vergehen vor Schmerz und Weh. Besonders tat ihr das so leid, daß sie Gott die Zeit her gleichsam noch getrotzt hatte, daß er ihr so viel zusende. Sie weinte heiße Tränen der Reue. Es war ihr, als wenn die Heimsuchungen Gottes immer noch nicht genug seien für ihre arge Versündigung. Sie konnte gar nicht mehr daran glauben, daß er ihr wieder verzeihen könne. Es folgten bittere Tage der Herzensangst und

Traurigkeit. Erst als sie wieder eine Bibel zur Hand nehmen und darin lesen durfte, ward es besser. Da leuchtete das Licht der göttlichen Gnade wie warmer, milder Sonnenschein in ihr zerschlagenes, geängstetes Herz. Sie empfing die freudige Gewißheit der Sündenvergebung und umfaßte mit Herz und Hand ihren lieben Herrn und Heiland, dessen teures Blut auch für sie geflossen war. Trotz aller Widerwärtigkeit des Lebens wuchs ihre Freudigkeit und ihre Hoffnung täglich.

„Der Herr ist mein Hirte,“ sagte sie, „mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße um seines Namens willen. Und ob ich schon wanderte im finsternen Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich.“ So vermochte das hart gedrückte Weib die neuen Schrecken besser zu ertragen.

Allein an dem Abend, als es ein Jahr wurde, daß ihr Mann abgeführt worden war, konnte sie doch ihren gewohnten Mut nicht aufrecht erhalten. Von ihrem neuen Logis aus hatte man einen weiten Ausblick den Fluß hinunter und an der äußersten Biegung desselben wurde ein Stück des Wächthäuschens sichtbar, wo ihr Mann so oft gestanden hatte. Dort hing unverwandt ihr Auge. Der letzte Strahl der untergehenden Sonne beleuchtete das Häuschen und glitzerte auf dem Dache. Ach, er beleuchtete auch ihr ganzes Glend.

Von dort aus wanderte ihr Geist in das enge, düstere Gefängnis ihres Mannes. Sie sah sein gutes, treues Gesicht mitten unter den Galgengesichtern des Zuchthauses. Es war so bleich, so abgehärmt. Sein langes, schönes Lockenhaar war nach der Ordnung des

Hauses kurz abgeschoren. Seine hohe Gestalt war in das grauleinene Sträflingsgewand gehüllt. An seinem Fuße klirrte eine Kette, an der eine Kugel befestigt war. Es grauste dem armen Weibe, wenn sie daran dachte. Und doch konnte sie sich heute dieser Gedanken nicht entschlagen. Sie mußte an die 365 Tage und die 8760 langen, bangen Stunden eines Jahres denken und wie sie ihr armer Mann verbracht hatte, und daß das nun immer so fortbauern würde. Und als sie das alles bis zum Übermaß bedacht hatte, wanderte ihr Geist an die Stätte ihres früheren Glückes zurück, von dem sich jetzt der letzte Sonnenstrahl abgewandt hatte, und dann wanderte er herein in ihr eigenes, elendes Stübchen. Sie übersah ihre eigene, trostlose Lage, wie sie verlassen und ausgestoßen war von allen Menschen, ihre harte, unweibliche Arbeit unter so rohem Volk. Aber vor allem dachte sie an ihre Kinder. Wie sollte sie an ihnen ihre Mutterpflichten erfüllen? Schon verwilderte der Kleine durch ihre häufige Abwesenheit und dann ihr armer, armer, braver, guter Friß. O, es war gar zu traurig und zu trübe. Eine heiße, bange Stunde war über sie gekommen. Der Blutfink, der die Überschwemmung glücklich überstanden hatte, sang wieder sein „Befiehl du deine Wege“.

Friß las mit lauter Stimme aus dem Gebetbuche: „Die Güte des Herrn ist, daß wir nicht gar aus sind. Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Der Herr verstößet nicht ewiglich; sondern er betrübt wohl und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.“ Aber sie hörte und sah nichts. Ihr Weh hatte sie ganz überwältigt. Da kam ein schwerer, aber fester Tritt die gebrechliche Stiege herauf, eine feste Hand legte sich

auf die schon lange nicht mehr schließende Türflinte. Anna merkte nichts. Aber ihr Anton war furchtsam hinter sie gekrochen und stieß sie an. Als darauf Anna aufschaute, sah sie ihre Tante, die Frau Brendel, vor sich stehen. „Um Gott, Tante, wie kommt Ihr hieher?“ rief das erstaunte Weib. Sie suchte schnell vor dem vornehmen und seltenen Gaste ein wenig aufzuräumen und stellte einen Stuhl zurecht, indem sie zum Sitzen einlud. Die atemlose, dicke Frau ließ sich sofort darauf fallen. Sie rang immer noch nach Luft. Endlich hatte sie wieder so viel, um den Strom ihrer Rede fließen zu lassen.

„Die Treppe wäre mein Tod,“ rief sie. „In den ersten vierundzwanzig Stunden rührte mich entweder der Schlag oder ich bräche den Hals. Es ist eine Schmach und Schande, eine solche Hühnerleiter als Treppe auszugeben. Noch nicht einmal ein Geländer ist daran, und so baufällig ist das Ganze, daß ich eilen mußte, damit es nicht unter mir zusammenrappelte. Und was hast du hier für eine Wohnung? Das ist ja ein wahrer Taubenschlag. Der Stubenboden ist schief wie ein Dach. Es wird einem ordentlich schwindelig, und das ganze Ding ist so eng, daß man nicht zu atmen vermag. Mir wäre himmelangst hier oben. Aber was ich eigentlich sagen wollte, du weißt, das Näh-Katharinen hat den Kellner aus dem Hotel drunten geheiratet, und mit der roten Sophie ist nichts. Einmal ist sie zu schwäzig und dann ist sie mir zu viel drüber hinaus. Die Stiche, die sie macht, sind wie Heuschreckensprünge. Nun habe ich aber noch meine ganze Leinwand daliegen und eine Masse Flickereien. Du weißt, ich komme nicht zum Nähen und habe auch keine Geduld. Da habe ich

an dich gedacht, Anna. Es wäre doch immer besser, zu nähern, als auf die Halle zu gehen. Und damit du das Zeug nicht aus dem Haus zu schleppen brauchst, habe ich dir das Zimmer über dem Laden zurecht machen lassen und das Kämmerchen daran als Schlafzimmer, wo du ja schon als Mädchen gewohnt hast. Deine Buben kommen natürlich mit. Dein Logis hier kannst du aufkündigen."

Anna blickte anfangs ihre Tante ganz verwirrt an. Endlich durchrieselte sie das Verständnis, was dieselbe eigentlich mit ihrem Antrag bezweckte. „Tante, Tante!“ weinte sie, „es ist nicht möglich; es kann nicht wahr sein; es ist dein Ernst nicht. Ich kann es nicht glauben. Du willst wirklich mich armen, verlassenen, verstoßenen Wurm mit meinen Kinderchen wieder in dein Haus aufnehmen?“

„Ja, ich will es,“ sagte die Frau Brendel feierlich! „Ich will früheres Unrecht wieder gut zu machen suchen.“  
„O Gott im Himmel, ich kann es ja nicht fassen!“ rief Anna.

Sie war so an die Nacht der Trübsal gewöhnt, daß die Sonnenstrahlen des hereinbrechenden Glückes sie völlig blendeten. Sie warf sich laut weinend ihrer Tante an die Brust und sagte ein um das andere Mal: „Wie habe ich das nur verdient, du liebe, liebe Tante.“ Aber plötzlich fuhr sie auf. Sie meinte, sie wäre zu vertraulich geworden, sie hätte eine Unschicklichkeit begangen. Aber die Tante hielt sie fest: „Weine dich nur aus, du armes Närrchen,“ sagte sie, „hast lange nicht mehr da geruht und dein Herzchen ausgeschüttet.“

Sie war sonst keine Freundin von großen Rührungen;

aber als sie die abgemagerte Gestalt ihrer Nichte in den Armen hielt und jetzt so recht in der Nähe die schreckliche Handschrift las, die Not und Harm derselben in das bleiche Gesicht geschrieben hatten, durchzuckte ein Weh ihren ganzen Körper, und große Tränen liefen über die dicken Wangen. Sie drückte Anna stärker und stärker an sich, bis Tritte auf der Treppe hörbar wurden.

„Komm Anna!“ sagte sie, „es ist der Geisenlips und der Peter, die sollen deine Siebensachen hinüber in mein Haus schaffen. Du darfst keine Nacht mehr in der Spelunke bleiben. Du kennst meine Art. Rascher Entschluß und rasche Tat. Ich gehe mit deinen Buben voraus. Du magst noch bleiben und den Leuten das Nötige angeben und dann nachkommen. Also vorwärts, ihr Schlingel, du schwarzer Krauskopf zuerst und das blonde Mutter söh'nchen hinterdrein.“

Auf der Straße nahm sie an jede Hand einen der Knaben und schritt so, scheinbar unbekümmert um die gaffenden Leute, ihrem Hause zu. Sie wußte, daß sie einen auffallenden Schritt tat, aber sie nahm es doch den Leuten übel, daß sie sich wunderten, und brummte im stillen über die Faulenzer, die nichts anderes zu tun hätten, als auf der Gasse zu stehen und Maulaffen feilzuhalten. Als aber die Trine, die eben den Platz vor dem Hausekehrte und den neuesten Entschluß ihrer Herrin noch nicht kannte, auch mit offenem Munde stehen blieb und sie anstarrte, rief sie in ihren hellsten Tönen:

„Soll dir vielleicht ein Heuwagen vierspännig in den Mund fahren, Trine, weil du ihn so aufsperrst? Ich bin es selber. Es ist nicht mein Geist, den du siehst. Und das sind der Anna ihre Buben. Die gehören jetzt ins Haus nebst ihrer Mutter, verstehst du?“

„Ach, ach, ist das wirklich wahr, Frau Brendel?“ rief in vor Freude fast jauchzendem Tone die gute, alte, treue Magd, indem sie ihre Augen mit dem Zipfel der Schürze wischte. Sie hatte Anna noch als Kind gepflegt und gewartet. „Das ist mir lieber, als wenn Sie mir hundert Gulden geschenkt hätten, daß Sie das Kind wieder ins Haus nehmen. Ich sagte es immer, die Frau Brendel hat ein Herz wie Gold, aber man merkt's nicht immer.“

„Du hast gar nichts zu merken,“ erwiderte die Frau Brendel spitz; „allein du magst der Anna ein wenig entgegengehen. Sie fürchtet sich vielleicht vor den vielen Gaffern, die da herumstehen.“

Anna fürchtete sich gar nicht. Wer so, wie sie, die Schule des Leidens durchgemacht, fragt nicht mehr viel nach dem Urteil der Welt, sondern mehr nach dem Beifall Gottes. Auch war ihr Herz viel zu bewegt von der ihr widerfahrenen Freude, um viel auf das zu achten, was um sie vorging. Mit heißen Dankesgefühlen gegen Gott gedachte sie der Versöhnung, die eben gefeiert worden war. Sie hatte doch wieder jemand in der Welt, der ihr Schutz und Liebe bot. Sie hatte die feste, treue Freundin und Schützerin ihrer Kindheit und Jugend wiedergefunden. Als sie durch die alten, vertrauten Räume ging und in ihrem eigenen Stübchen, was sie so lang bewohnt hatte, hantierte, war es ihr fast, als wäre sie in ihre Kindheit zurückversetzt, und alles nur ein langer, wüster Traum gewesen. Erst der Anblick ihrer beiden Knaben erinnerte sie wieder an die Gegenwart. Aber wie schliefen diese so prächtig in den weiten, lustigen Räumen, in den weichen, frisch gedeckten Betten. Sie machte ein Fenster

auf, das nach dem Garten und dem Flusse ging, und schaute mit feuchtem Auge nach dem hellen Sternenhimmel. Da hörte sie unten ihre Tante sagen:

„Trine, du gehst morgen zum Schneider und Schuster, die sollen dem Fritze seinen Anzug in Ordnung bringen. Der Junge muß nächster Tage in eine Taubstummenanstalt. Das geht so nicht weiter.“

„Ach Gott, ach Gott, auch diese Freude noch!“ rief Anna. Sie fiel auf die Knie nieder; ihre Hände falteten sich, und wie verzückt schaute sie zum Himmel, während reichliche Tränen ihre Wangen herabflossen.

---

## VI.

Es war noch sehr frühe am Tage. Die Sonne war noch nicht ins Flußthal hinabgestiegen. Sie vergoldete erst die Spitzen der Berge und die Kronen der höchsten Bäume. Ein frischer Morgenhauch durchwehte das Tal und entlockte dem Flusse weiße Dämpfe. Im Dörfchen war noch alles ruhig, nur ein Schiff kam das Tal herauf. Die gewaltigen Halftergäule bestampften mit ihren schweren Hufen den mit knirschendem Sande frisch beschütteten Leinpfad. Das Wasser rauschte um den Bug des Schiffes, während der Morgenwind leicht das Segel blähte. Von den Bergwänden drüben und hüben schallten das Peitschenknallen und Pfeifen des Halfterknechtes und die halbsingenden Rufe der Schiffer melodisch zurück.

Am Bergmannsdorfe machte das Schiff plötzlich Halt. Nachdem es sich so weit dem Ufer genähert hatte,

wurde ein starkes Brett nach dem Leinpfad hinübergeworfen. Ein junger, behender Mensch sprang über die frisch errichtete Brücke dem Hause der Frau Brendel zu. Der Schiffmann hatte aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die Frau Brendel im höchsten Staat und breit wie ein frisch aufgetafeltes Segelschiff mit dem im neuen Anzug prangenden Frix im Schlepptau schon aus der Haustüre trat. Hinter ihnen kam Anna mit rotgeweinten Augen und küßte ihren Jungen diesen Morgen vielleicht zum hundertstenmal. Und dann erschien die alte Trine, das Gepäck auf dem Kopfe, und die unvermeidliche Schürze an den Augen.

Es hatte seine Schwierigkeit, die breite Frau Brendel über das schmale Brett zu bringen, aber unter Beihilfe des behenden Schiffmanns gelang es. Und nun zogen die stampfenden Pferde wieder an. Das Wasser rauschte wieder um den Bug, und bald sah die mit tränenden Augen und betenden Händen nachblickende Anna nur noch den roten Wimpel der Mastspitze im Winde flattern, und dann sah sie nichts mehr.

Es gehörte zu den Eigentümlichkeiten der Frau Brendel, daß sie nicht auf der Eisenbahn fuhr. Obwohl das Dampfroß jetzt schon seit Jahren das Tal durchbrauste, hatte sie sich noch nicht bewegen lassen, auch nur ein einziges Mal mitzufahren. Sie fürchtete, der Schwindel würde sie umbringen, auch hatte sie vor den Tunnels großen Respekt. Sie traute den Bergen nicht und meinte, die könnten ihr gerade den Bissen spielen und einstürzen, wenn sie drunter durchführe.

Das ließ sie freilich die Leute nicht merken; darum sagte sie, sie führe aus Grundsätzen nicht. Sie hatte sich schon, ehe die Eisenbahn durchs Tal gebaut wurde,

energisch gegen dieselbe ausgesprochen. Später leitete sie alles Übel und Unheil, was geschah, von derselben ab. Sogar die Kartoffelkrankheit brachte sie allen Ernstes mit derselben in Beziehung. Hauptsächlich aber war es die Putzsucht, die Viederlichkeit und Unfittlichkeit, welche sie als daherstammend, betonte. Und hieß es nicht Putzsucht, Viederlichkeit und Unfittlichkeit gutheißen, wenn so eine gewichtige Person, als die Frau Brendel, nun auch mitfuhr? Man lachte sie aus, aber sie kümmerte sich nichts darum und fuhr, wenn sie eine Reise zu machen hatte, wie in alter Zeit, in dem Schiffe des Jakob Elbert, der ihr schon seit langen Jahren alle Waren besorgte.

Es ging zwar etwas langsamer, aber nach ihrer Meinung auch sicherer. Und dann hatte sie die Genugtuung, daß ihre Gedanken über die Eisenbahn bei den Schiffern, welche einen gründlichen Haß auf ihren Konkurrenten hatten, einen fruchtbaren Boden fanden. Jedenfalls hätte die Frau Brendel ihrem Neffen, dem Fritz, kaum eine größere Freude bereiten können. Auf der Eisenbahn war er schon oft gefahren, auf einem Schiffe noch niemals. Als der erste Schmerz über den Abschied überwunden, und er in seiner Umgebung ein wenig heimisch geworden war, fing er zum größten Schrecken seiner Tante an, gleich den Schiffern, auf dem Schiffsrande hin und her zu laufen. Sie rief ihm zu, bis sie im Gesicht feuerrot wurde. Fritz hörte natürlich nicht und setzte zum größten Ergötzen der Schiffsleute wohlgemut seine gefährlichen Übungen fort.

Später, als die Tante in der sich mehrenden Hitze ein kleines Schläfchen hielt, nahm Fritz unter Anleitung des jungen Schiffmanns ein Bad, indem er sich, an ein

Tau gebunden, von dem Schiffe nachziehen ließ. Auch lehrte ihn derselbe Fische vom Schiffe aus fangen, und Fritz hatte das Glück, eine ziemliche Beute zu machen. Seine Freude war unbeschreiblich, am liebsten wäre er sein Leben lang auf dem Schiffe geblieben; aber schon kamen die Türme der Stadt zum Vorschein, wo beim Hirschwirt ein grün angestrichenes Wägelchen bereit stand, das die Reisenden nach dem noch sechs Stunden entfernten Landstädtchen bringen sollte, wo sich das Taubstummeninstitut befand. Der Hirschwirt machte vor der reichen Kaufmannsfrau die tiefsten Bücklinge:

„Gewiß wollen die Frau Brendel auf das Fest? Haben vielleicht einen nahen Verwandten in der Anstalt?“

„Was für ein Fest?“ fragte überrascht die Frau Brendel.

„Nun, das fünfzigjährige Jubiläum der Anstalt wird morgen gefeiert.“

„Das ist mir nicht lieb,“ meinte die Frau Brendel.

„Da komme ich am Ende nicht passend, um einen neuen Zögling hinzubringen?“

„Eine Frau, wie Sie, Frau Brendel, kommen immer recht,“ erwiderte der gewandte Wirt.

Die Fahrt auf dem grünen Wägelchen hatte auch ihre Schwierigkeiten. Der Kutscher hätte uns Leben gern Trab gefahren auf der ebenen, hübschen Chaussee, aber die gestrenge und im Fahren sehr ängstliche Frau Brendel duldete nur Schritt. Dadurch fand das junge und empfindliche Pferd Zeit, sich viel mit den Mücken zu beschäftigen und nach ihnen zu schlagen. Im Nu hatte es übergetreten und machte Miene durchzugehen. Das wiederholte sich zu verschiedenen Malen, dann kamen hin und wieder Leiterwagen mit Festgästen, hauptsächlich Taubstummen, im hellen Galopp an ihnen

vorbeigesauft. Der Kutscher hatte jedesmal Mühe, das mutige Tier in Schranken zu halten. Die Frau Brendel aber stand Todesangst aus. Ihr gefiel das fruchtbare Tal, das sie durchfuhren, ausnehmend. Solche herrliche Weizenfelder, solche reich beladene Obstbäume und saftige Wiesen hatte sie lange nicht gesehen. Aber die stete Angst machte sie so müde, daß sie herzlich froh war, als sie mit der hereinbrechenden Nacht das Ziel ihrer Reise erreichten.

Am Abend in der Dämmerung war das Landstädtchen mit seiner altertümlichen Bauart nicht im günstigsten Lichte erschienen. Aber, als es am anderen Morgen im hellsten Sonnenscheine dalag, erstaunte die Frau Brendel über die prachtvolle Umgebung und die wunderschönen, neuen Häuser außerhalb der Türme und Mauern.

Alles prangte im festlichen Blumen- und Fahnen- schmuck. Schon früh war eine merkwürdige Aufregung auf allen Gassen und ein fortwährender Zuzug von Fremden.

Auch die Frau Brendel fing an, sich mehr und mehr als einen Festgast zu betrachten und kam in eine gehobene, feierliche Stimmung hinein. Sie suchte schon eine gute halbe Stunde, ehe es nötig war, das Festlokal auf. Dazu war ein weiter, hoher Gartensaal gewählt und derselbe reich mit Kränzen und Blumen verziert worden. Es lohnte sich übrigens auch der Mühe, dort in den Laubgängen des Gartens unter den Gruppen der Taubstummen ein wenig beobachtend auf und ab zu gehen.

Wer von den alten Zöglingen der Anstalt noch am Leben war und nicht durch Krankheit verhindert wurde, war gekommen. Und nun erzählten sich diese Älteren,

die sich oft zehn, zwanzig, dreißig Jahre nicht gesehen hatten, ihre mannigfachen Erlebnisse und tauschten ihre Erinnerungen untereinander aus.

Das geschah unter merkwürdigen Gesichtsverzerrungen und heftigen Bewegungen des ganzen Körpers, hauptsächlich durch die Zeichensprache. Nur selten, daß hier und dort ein stammelnder Laut hörbar wurde. Der guten Frau Brendel wollte es ganz angst dabei werden, bis sie merkte, daß es lauter Taubstumme waren und daß, wenn auch einer noch so heftig mit den Armen und Fäusten herumfuchtete und wütende Gesichter schnitt, er doch ganz harmlose Dinge erzählen mußte, denn sein Zuhörerkreis brach in der Regel in ein herzliches Lachen aus. Sie verwunderte sich übrigens über die Menge dieser Unglücklichen. Sie hatte sich deren Zahl viel geringer gedacht. Aber während sie die Leute so musterte und über dieselben ihre Betrachtungen anstellte, war sie selbst ein Gegenstand der Unterhaltung geworden und ebenso der schwarzlockige Fritz. Mit dem richtigen Instinkt, den diese Unglücklichen für ihr gemeinsames Unglück haben, hatten sie herausgeföhlt, daß der Knabe zu ihnen gehöre. Ihre stark ausgeprägte Neugier mußte aber Gewißheit haben.

So trat einer gleichsam als Sprecher vor. Er stieß die Frau Brendel an, deutete auf den Jungen und sie fragend anblickend legte er die Hand auf den Mund.

Sie merkte alsbald, was er wollte und schüttelte den Kopf und legte die Hand ans Ohr.

Sie wurde augenblicklich verstanden, und nun drängten sich die Unglücksgefährten herbei, bewunderten den Knaben und suchten die dicke Kaufmannsrau in ein Gespräch zu verwickeln. So sehr das anfangs der

Frau Brendel schmeichelte, so unangenehm ward es ihr nachgerade, sie verstand nichts mehr von dem, was ihr die Taubstummen zu verdeutschen suchten. Dagegen brachte sie die sich jetzt immer vergrößernde Menge der Zuschauer, unter denen sich auch Festgäste befanden, in Verlegenheit. Sie entschlüpfte deshalb, so bald es ging, in den Saal. Dort wurde sie von einem freundlichen, älteren Herrn mit einer großen, silbernen Brille zurechtgewiesen, in welchem sie später den Direktor der Anstalt erkannte. Derselbe wartete augenscheinlich nur auf die Ankunft der Regierungsbeamten, um mit der Feier zu beginnen.

Zunächst wurde eine Prüfung der Zöglinge der Anstalt vorgenommen. Das war nun höchst interessant für die Frau Brendel. Die Stummen sprachen, ja sie schienen sogar zu hören; auch verstanden sie jedes Wort, das der Lehrer mit ihnen redete. Freilich war das Sprechen nicht perfekt. Nur einzelne sprachen fließend. Andere stammelten oder krächten die Worte hervor, jedoch so, daß man sie bei einiger Anstrengung verstehen konnte. Die Kenntnisse, die sie dabei an den Tag legten, standen hinter denen einer gewöhnlichen Elementarschule nicht weit zurück.

Die Frau Brendel sprach ihre Verwunderung dem freundlichen Herrn mit der Silberbrille gegenüber aus, der in ihrer Nähe stand. Besonders auffallend, sagte sie, sei ihr dabei der Unterschied zwischen jenen älteren Taubstummen da draußen, und denen hier im Saale; diese sprachen, jene machten nur Zeichen; diese hörten gleichsam, jenen konnte man sich kaum verständlich machen; und doch hätte man ihr gesagt, daß auch jene die Anstalt besucht hätten.

„Das ist auch richtig,“ sagte der Direktor, „sie haben beide die Anstalt besucht, aber die älteren wurden nach der französischen Methode unterrichtet und die jüngeren nach der deutschen, d. h. die älteren lernten nur die ihnen und den Lehrern verständliche Zeichensprache; die jüngeren dagegen lernen, soweit es geht, mit jedermann sprechen und zum Ersatz des Gehörs lesen sie die Rede vom Munde ab.“

„Wie ist das aber möglich?“ meinte die Frau Brendel.

„Sie haben es ja dort vor Augen,“ sagte der Direktor. „Die Kinder sind sämtlich stochtaub. Merken Sie, daß sie ein Wort von dem Gesagten nicht verstehen? Freilich müssen die Mundbewegungen stärker ausgeführt werden, wie Sie es dort an den Lehrern sehen.“

„Wie bringt man das aber den Kindern bei?“

„Die Kinder lernen schreiben und sprechen zugleich. Jeden Buchstaben, den sie aussprechen, schreiben sie auch an die Tafel. Und wenn sie nun die Worte aus den Buchstaben zusammensetzen, lesen sie es zugleich am Munde und an der Tafel. Haben sie so ein Wort, dann erhalten sie durch Bilder den Begriff des Wortes.“

„Das muß aber eine furchtbare Arbeit sein.“

„Gewiß!“ sagte der alte Herr gemächlich lächelnd und ging zu dem Regierungskommissär, der ihn herbeiwinkte.

Nach der Prüfung wurden verschiedene Ansprachen gehalten, worunter besonders eine den ganzen Beifall der Frau Brendel hatte.

Der Redner sagte, daß das wundertätige Saphata unseres Heilandes an dem Taubstummen im Evangelium

in gewissem Sinne heute fortgesetzt würde durch die Taubstummenanstalten unserer Zeit.

Auch von einer solchen Anstalt gelte das Wort: „Die Tauben macht sie hörend und die Sprachlosen redend.“ Er schilderte das traurige Dasein dieser Elenden vor jenen segensreichen Instituten und zeigte, wie die Unglücklichen wohl auch jetzt noch die süßen Laute der Mutterliebe, das Frühlingslied der Vögel im Walde, das feierliche Geläute der Kirchenglocken, den Orgelklang und Lobgesang zu Gottes Ruhm und Preis entbehren müßten; aber damals seien ihnen auch sonst noch alle Schätze verschlossen gewesen, der ganze Schatz des menschlichen Wissens und Erkennens, der ganze Schatz der göttlichen Offenbarungen. Sie seien schlimmer daran gewesen als die Heiden, hätten noch tiefer in der Finsternis und dem Schatten des Todes geseffen. Der Keim zur Ewigkeit in ihrer Seele wäre verkümmert. Sie wären ihrer Familie, dem Staate, der Kirche verloren gegangen, und dem Stumpfsinn und der Vertierung anheimgefallen.

Die Taubstummeninstitute hätten den Armen aber alle Bücher geöffnet und vor allem das Buch der Bücher, die Heilige Schrift. Sie hätten ihnen einen Gott, einen Heiland und eine Ewigkeit gegeben. Sie hätten nicht bloß eine schriftliche, sondern auch eine mündliche Unterhaltung mit den Nebenmenschen ermöglicht. Und dieselben Unglücklichen, die sonst nur Tränen und Seufzen den Jhrigen ausgepreßt, seien ein Segen geworden für die Familie, treffliche Handwerker, ausgezeichnete Maler und Künstler. Dazu habe auch jener bescheidene Mann sein gutes Teil beigetragen. Er meinte den Direktor dieser Anstalt.

Die Frau Brendel sah auf einmal jenen Mann, mit dem sie sich so gut unterhalten hatte, feuerrot werden und dann den Regierungspräsidenten auf denselben zuschreiten und ihm im Namen des Königs einen goldenen Orden auf die Brust anheften.

„Ach, du lieber Himmel,“ sagte sie nun auch errotend, „so war das der Direktor selber. Was mag der Mann nur von mir denken?“

Aber wenn sie irgend einem die Auszeichnung gönnte, so war es ihm. Die Taubstummenanstalten hatten es von nun an gut bei ihr stehen. Als später zum Besten der Taubstummen gesammelt wurde, warf sie ein blankes Talerstück in den Hut.

Es war für den Nachmittag ein Volksfest im Walde mit Tanz, Gesang der verschiedenen Vereine und freie Speisung sämtlicher Taubstummen vorbereitet.

Die Frau Brendel hätte gern den Jubel mit angesehen, aber sie konnte nicht. Ihr Kutscher war nicht für längere Zeit gemietet, und außerdem fuhr den nächsten Morgen in aller Frühe ihr Jakob Elbert Fluß abwärts.

Die Zeit war ihr so schon kurz zugemessen. Sie hatte noch wegen der Aufnahme von Frix zu verhandeln, und ihm, wenn er aufgenommen wurde, ein ordentliches Kosthaus auszumachen. Es war sogar möglich, daß sie den Direktor gar nicht sprechen konnte, da derselbe, wie sie merkte, sehr in Anspruch genommen war. Sie hätte dann mit Frix wieder unverrichteter Sache zurück gemußt. Das wäre jedoch zu ärgerlich gewesen. Sie eilte darum gleich nach Schluß in die Wohnung des Direktors, obwohl sie, seit sie wußte, wer er war, eine gewisse Scheu vor dem Manne empfand.

Er war zu Hause und begrüßte sie mit lächelndem Munde als alte Bekanntschaft. Doch sagte er ihr offen heraus, daß er nur wenig Zeit habe.

Als er erfuhr, um was es sich handelte, lobte er sehr den Entschluß, Fritz in die Anstalt zu tun. Er bestätigte, daß in kurzer Zeit der Junge seine Sprache völlig eingebüßt hätte, und daß ohne besondere Beihilfe geistige Verkommenheit die sichere Folge gewesen wäre. Er gestattete auch, daß Fritz sogleich dablief und in die Schule eintrat; aber ein passendes Kosthaus, sagte er, wisse er für den Augenblick nicht, obwohl für ihn das gewiß ebensowenig gleichgültig sei, als für den Zögling.

Da faßte die Frau Brendel einen kühnen Entschluß.

Sie hatte mit dem ihr eigenen, scharfen Blick schon verschiedene Entdeckungen gemacht, seit sie im Hause war. Sie wußte bereits, daß dort große Ordnung und Reinlichkeit herrsche. Sie hatte in der Hausfrau eine einfach herzliche, gesprächige, zutunliche Dame erkannt und hatte ebenso gemerkt, daß auch der Direktor Zöglinge in Kost hatte.

Sie bat ihn daher geradezu, er möge doch Fritz in sein eignes Haus aufnehmen. Es läge ihr alles daran, daß aus dem Knaben etwas Tüchtiges würde. Dagegen frage sie nicht danach, was es koste.

Der Direktor lächelte in seiner gewinnenden Weise und sagte, sie möchte das mit seiner Frau besprechen. Was die tue, wäre ihm recht. Er müßte sich aber jetzt empfehlen.

Als ein paar Stunden nachher die Frau Brendel wieder auf ihrem grünen Fuhrwerke saß, war alles in bester Ordnung, und als Anna sie am nächsten Tage

vom Schiffe abholte und unter Tränen nach ihrem Fritz fragte, konnte sie mit gutem Gewissen versichern, daß er so gut aufgehoben sei wie zu Hause, vielleicht noch besser.

---

## VII.

Von Werner, dem armen Zuchthaussträfling war zwischen Anna und ihrer Tante noch nie die Rede gewesen. Jede scheute sich, den Namen zu nennen, weil sie wußte, daß die andere entgegengesetzter Ansicht über denselben war. Um so mehr trauerte Anna im stillen. Der Gram um den geliebten Gatten nagte an ihrem Leben. Sie las aus jedem Briefe, den der treue Mann ihr schrieb, wie trotz seiner Geduld und Ergebung in Gottes Willen das Heimweh nach Weib und Kind und die Sehnsucht nach Freiheit ihn überwältigte. Wenn sie darum so still bei ihrer Näherei saß, mußte sie stets an ihn denken, und unwillkürlich nezte sie das Leinen ihrer Tante mit ihren Tränen. Es zeigte sich auch nirgends ein Licht, eine Aussicht auf Befreiung. Alles war dunkel und still wie das Grab, das sich über dem Fremden geschlossen hatte.

Da kam plötzlich die alte Geschichte wieder auf alle Lippen durch einen Brief, den der Bürgermeister aus Frankreich erhalten hatte und mit dem er sehr wichtig tat. In dem Schreiben hieß es: „Vor Jahr und Tag sei der Rentier Jean Jaques Lefebre aus Dijon, ohne seinen Freunden und Verwandten Mitteilung zu machen, plötzlich abgereist und nicht zurückgekehrt. Er hätte solche Reisen oft gemacht, und man hätte darum anfangs nichts Auffallendes darin gefunden. Erst als fortwährend Er-

kundigungen nach ihm von seinen Geschäftsfreunden einliefen, mit denen er sonst auch auf Reisen die Verbindung unterhielt, habe man an ein mögliches Unglück gedacht. Man habe ihn darauf in allen Zeitungen ausgeschrieben, aber vergeblich. Zuletzt sei man auf den Gedanken gekommen, ob er sich nicht nach dem Bergwerk bei B. gewandt habe, von dem er teilweise Besitzer sei. Er hätte schon öfters von dieser Reise gesprochen und auch einige Tage vor seiner Abreise einen Brief dorthin abgeschickt. Nun habe man in Erfahrung gebracht, daß in jener Zeit dort ein Mord geschehen sei, aber Näheres wäre nicht bekannt geworden. Es gingen also ihre Erkundigungen dahin: ob die Person des Ermordeten festgestellt sei oder ob irgend etwas sich vorgefunden habe, woraus man dieselbe allenfalls ermitteln könne; ob man des Mörders habhaft geworden und ob vielleicht durch ihn oder dessen Familie etwas zu erfahren sei.“

Der Bürgermeister schrieb als Antwort: „Es sei trotz den sorgfältigsten Nachforschungen über die Person des Ermordeten nichts ermittelt worden. Der Mörder säße im Zuchthaus, aber von ihm sei nichts zu erfragen, da er vorgäbe, unschuldig zu sein. Die Vermutung, daß der Ermordete Herr Lefebre sei, wäre darum falsch, da der Herr Bergdirektor, der doch den Herrn Lefebre kenne, die Leiche besichtigt habe, ohne sie zu erkennen.“ — Trotzdem erschien nach etlicher Zeit ein Advokat aus Dijon, um weitere Nachforschungen anzustellen. Er verschwendete große Summen Geldes. Er fragte auch Anna, von der es hieß, sie besitze die Schätze des Ermordeten. Er ging auch in das Zuchthaus zu Werner, mußte aber zuletzt wieder unverrichteter Sache abziehen. Es war

eine Zeitlang ein großes Geschrei über die Geschichte in der Gegend, aber ebenso schnell war es wieder vergessen, zumal in diesem Jahre der Krieg Preußens mit Oesterreich und seinen Verbündeten ausbrach und man dadurch wichtigere Dinge zu besprechen bekam.

Der Krieg hatte auch Einfluß auf das Bergwerk; nicht, daß etwa die Arbeit eingestellt wurde, es fing nur an, an Arbeitern zu mangeln, da alle jungen Leute zum Heere einberufen worden waren. Die Schreibstube stand ganz leer, der junge Herr Quast war noch der einzige, zurückgebliebene Bergschreiber; an Schreibereien fehlte es dagegen nicht.

In der Verlegenheit wandte sich der Direktor an den jungen Lehrer, ob er vielleicht Aushilfe leisten wolle. Der wies es jedoch rundweg ab. Dagegen schlug er den tauben Fritz Werner vor, der augenblicklich in den Ferien zu Hause sei und eine wunderschöne, fließende Hand schreibe.

Dem Direktor war eigentlich das Bübchen nicht recht, aber die Not bricht Eisen. Es wurde Fritz durch den Lehrer der Antrag gestellt, er solle gegen angemessene Vergütung eine Zeitlang auf der Bergstube schreiben. Fritz nahm es mit Freuden an, jedoch fast noch freudiger seine Mutter, da diese hoffte, daß ihr Sohn auf diese Weise vielleicht eine Stellung fürs ganze Leben gewänne.

Der verständige und geschickte Knabe hatte bald eine ziemliche Fertigkeit in den ihm vorgelegten Arbeiten erlangt. Was er schrieb, war ebenso hübsch, als gründlich und sauber. Der Direktor freute sich über die wirklich gute Akquisition, und selbst der Herr Quast ließ sich herab, ihm Lobsprüche zu spenden.

„Man merkt schon die gute Schule und den braven Direktor,“ sagte die Frau Brendel.

Man sollte die gute Schule bald noch mehr merken.

Der Bergdirektor war, solange der französische Advokat in der Gegend herum schnüffelte, in einer höchst befremdenden Unruhe gewesen. Seine Umgebung, die seinen veränderten Zustand merkte, hatte ihn öfters gefragt, ob er krank sei. Er hatte aber stets kurz und barsch geantwortet: „Ah, Bah!“ und sich abgewandt. Als endlich der Advokat seine nutzlosen Forschungen aufgab und abreiste, atmete er wieder auf. Denselben Abend taten er und sein guter Freund, der Bergschreiber Duast, einen schweren Trunk in lauter Champagner.

„Jetzt sind wir endlich einmal die verfl. . . . Geschichte los,“ hatte damals der Direktor gesagt. „Das mußte noch kommen, darauf habe ich lange gewartet. Jetzt ist alles gut.“

Als später der Krieg ausbrach, hatte der Direktor gemeint: „Der hat auch sein Gutes. Der verwischt die letzten Spuren.“

Allein es ging doch nicht so, wie der Direktor gemeint hatte, er war ein schlechter Prophet. Die Geschichte war nicht aus, sie fing erst an.

Es war ein prachtvoller Sommernachmittag. Der Direktor rauchte in der kühlen Schreibstube seine Zigarre und teilte Duast die letzten Kriegszereignisse mit. „Man ist so gespannt,“ sagte er, „man kann fast den Postboten nicht erwarten.“ In demselben Augenblicke trat der Postbote herein. Er hatte außer Zeitungen nur einen Brief. — „Dijon“, las der Direktor auf dem Postzeichen; sein Herz klopfte in großer Beklemmung. Er war schon bleich, als er den Brief öffnete, aber als er

ihn gelesen hatte, wurde er noch bleicher. Er reichte den Brief, ohne ein Wort zu sprechen, dem Bergschreiber Duast. Auch dieser wurde bleich. Sie stierten sich eine Weile an, wie ertappte Verbrecher. Man hätte in diesem Augenblicke wohl ein Rainszeichen auf ihrer Stirne erblicken können.

Fritz, der gerade von seiner Arbeit aufschaute, erschrak über diese Gesichter und verfolgte von da an alle ihre Bewegungen mit scharfen, mißtrauischen Blicken.

Zuerst erholte sich der Bergschreiber Duast. „Wir sind rechte Hasenfüße,“ sagte er, „vor einem raschelnden Laub so zu erschrecken. Was ist es denn nun, wenn der ‚versoffene‘ Lorenz Fuhr, der längst zum ‚Hallenbuben‘ heruntergesunken ist, dem Dijoner Advokaten schreibt, er wolle ihm für tausend Taler die Quelle verraten, wo er erfahren könne, ob der Ermordete der Herr Lefebvre sei? Ich glaube gar nicht, daß der Kerl, der Fuhr, etwas Bestimmtes weiß. Es ist so ein Planmacher, und wenn er etwas weiß, so haben wir ihn ja jetzt in der Hand und können die Sache beliebig unterdrücken.“ Mit einem widerlichen Grinsen fuhr er fort: „Es war eine wahre Fügung des Himmels oder besser der Hölle, daß der Advokat sich gerade an Sie um Rat und Auskunft gewandt hat. Wir haben wahrhaftig mehr Ursache, uns über unser Glück zu freuen, als uns zu ängstigen. Aber was der Fuhr eine Courage hat, verlangt tausend Taler. So viel habe ich für die blutige That selbst nicht bekommen. Allein ich merke auch, ich war zu einfältig, ich werde wohl noch ein paar tausend Taler bekommen?“ Seine Augen ruhten bei dieser Frage mit einem höchst boshaften Ausdruck auf dem Direktor.

„Unser Handel ist fertig,“ sagte dieser, wie aus tiefem Sinnen erwachend. „Sie haben mich schon über viertausend Taler gekostet und ich bin des ewigen Geldforderns müde.“

„Das klingt freilich aus einem ganz andern Tone,“ höhnte Quast, „als damals, wo man die großen Veruntreuungen gemacht hatte und der gestrenge Herr Lefebvre nahte, und das Zuchthaus in Aussicht stand. Damals hieß es: ‚Ach, lieber Herr Quast, helfen Sie mir doch! Sie sind der einzige Mensch, der helfen kann. Ich bin unrettbar verloren. Ich teile alles mit Ihnen, rechnen Sie auf meine Dankbarkeit!‘ Jetzt heißt es kurz: ‚Unser Handel ist fertig.‘ Aber ich kann Sie versichern, Herr Direktor, ich tue keinen Schritt in der neuen Angelegenheit, bis ich ein paar tausend Taler auf dem Tische sehe.“

Der Direktor war feuerrot geworden vor Zorn und Scham; aber seine Angst war noch größer als sein Zorn. Der kaltblütige Schurke vor ihm kannte ihn. „Sie sollen das Geld haben,“ sagte er, „aber erzählen Sie mir einmal ausführlich, wie Lefebvre umgekommen ist, damit ich weiß, ob ich mich vor dem Fuhr wirklich zu fürchten habe.“

„Die Geschichte können Sie haben,“ sagte der Bergschreiber mit einem gewissen Trotz. „Die hätte ich Ihnen schon gleich damals erzählt bis zu den größten Einzelheiten, aber Ihre Nerven waren zu sehr angegriffen. Sie konnten noch nicht einmal die Namen ‚Lefebvre‘ oder ‚Werner‘ hören, geschweige denn die blutige Tat selber, ohne daß Sie in Ohnmacht fielen.“

In diesem Momente machte Friß unwillkürlich eine Bewegung. Der Direktor fuhr herum und schaute

in die blitzenden Augen und das hochgerötete Gesicht des Knaben.

„Wir sind verraten,“ schrie er, „der Bube hat alles gehört.“

Er suchte nach einer Waffe, um Fritz niederzuschlagen und unschädlich zu machen; aber der Bergschreiber faßte ihn mit eisernem Griff am Arm: „Sind Sie denn wahnsinnig geworden,“ sagte er mit vor Wut zitternder Stimme. „Ihre verdammte Angst bringt noch alles an den Tag. Das ist der Fluch, wenn man sich mit so feigherzigen Püppchen einläßt. Wissen Sie denn nicht, daß der Bube stodtaub ist? Sehen Sie einmal, wie er daßißt und schreibt, ob der etwas gehört hat.“

Der Direktor fing an, sich zu schämen, indem er jetzt die völlige Unmöglichkeit einsah, daß sie Fritz gehört habe. „Aber Sie hätten sein sprechendes Auge und seine glühenden Wangen sehen sollen,“ sagte er.

„Der Knabe hat an sich ein feuriges Auge, und wenn demselben hier in der heißen Stube die Backen rot werden, ist es fürwahr kein Wunder,“ sagte Quast in kaltem Tone.

„Aber Sie wollten ja die Geschichte von der Ermordung Lefebres hören?“

Ein Beben lief dem Direktor über den ganzen Körper.

„Nun denn,“ sagte er, „aber hier in der Fensterbrüstung und mit leiserer Stimme.“ Fritz lugte einmal über das Papier, ob er noch beobachtet würde, und merkte, daß die beiden noch günstiger für ihn stünden, als vorhin, indem das Licht besser auf ihre Lippen fiel.

„Lefebre,“ begann der Bergschreiber, „hatte, wie Sie wissen, zehn Uhr abends als die Stunde seiner

Ankunft in seinem Briefe angegeben. Ich ging, wie verabredet, an den Bahnhof, um ihn in Ihrem Namen abzuholen, weil Sie verhindert seien. Ich hatte mich so gut ver mummt, daß ich meinem Vater, der mir begegnete, um in den Wald zu gehen, unkenntlich war. Obendrein hatte ich eine Blendlaterne angezündet, da es dunkel war, und der Mond erst später aufging.

„Nach Ihrer Beschreibung erkannte ich den Mann leicht. Ich sagte ihm in meinem schlechten Französisch, daß ich ihn auf das Bergwerk bringen sollte. Wir hätten, wie das ja auch wahr ist, etwa eine halbe Stunde flußaufwärts zu gehen, dort sei eine Fähre, um uns über den Fluß zu bringen, und drüben stünde ein Wagen für uns bereit. Ich trat, nachdem ich das Gepäck aufgenommen, sofort mit ihm in den Schatten des Hauses, um mich den Blicken der Bahnbeamten zu entziehen. Und sie haben ja auch wirklich nichts gemerkt, zumal an diesem Abend ziemlich viel Fremde ausstiegen, die im nahen Hotel sich einlogierten. Wir schritten den einsamen Waldpfad dahin, der so steil in den Fluß abfällt, es war kein Mensch weit und breit. Ich hätte ihn in den Fluß stoßen können, ich hätte ihn erdolchen können, denn ich trug Dolch und Revolver bei mir. Aber ich vermochte es nicht über mich, eine unsichtbare Gewalt hielt mich zurück. Ich dachte an die Klemme, in der ich stak, an meine Schuldenlast, und sagte mir: ‚Ein Druck deiner Hand, ein Stoß und du bist alles los.‘ Aber es war mir, als wenn meine Hände von Blei wären. Auf diese Weise kamen wir weiter und weiter. Ich sah schon das Licht am Fährmannshause durch die Gebüschel blitzen, ohne daß ich etwas versucht hatte. Ich verwünschte meine Unschlüssig-

feit. Aber jetzt war es zu spät. Man konnte hier nichts mehr unternehmen, ohne bemerkt zu werden, ich fing an, alles aufzugeben. Da erblickte ich den alten Stollen, der schon seit Jahren nicht mehr gebaut wird und der an der düstern Schlucht seinen andern Ausgang hat. Vielleicht bietet sich dir dort eine Gelegenheit, dachte ich. Jedenfalls würde er dort am besten verschwinden, nie käme er wieder ans Tageslicht; aber wie bringst du ihn hinein? Ein finsterner Stollen ist nicht jedermanns Sache. Ich trat auf ihn zu und sagte: „Da der unterirdische Gang führt uns rascher ans Ziel, aber Sie haben den Mut nicht?“ „O gewiß, gewiß,“ rief er, „nur voran.“

„Wir gingen eine gute Viertelstunde, da wandte ich mich, um ihn voran zu lassen, indem ich vorgab, er ginge dann besser. Aber ich hatte durch die Gedanken, die in mir auf und ab wogten, zu lange gezögert. Er war mißtrauisch geworden. „Voran!“ rief er, und sein gespannter Revolver blitzte mir entgegen. Er hatte mich nun selbst in der Gewalt. Ich wollte Entschuldigungen vorbringen, als hätte ich durch einen Seitengang mich geirrt. Aber er hatte nur das eine Wort: „Voran!“ und ließ sich auf kein Gespräch mehr mit mir ein. Wir gingen eine, auch zwei Stunden, ich weiß es nicht. Mir wurde selbst angst. Endlich sahen wir die mondbeglänzte Nacht in den finstern Stollen hineinleuchten, und nach einigen Schritten traten wir ins Freie. Lefebre atmete tief auf, aber er ließ mich nicht aus den Augen. Erst, als er das Wachthäuschen auf dem Eisenbahndamme erblickte, vergaß er einen Augenblick die Vorsicht, er glaubte sich wahrscheinlich in der Nähe von Menschen. Diesen Moment benutzte

ich, um meinen Schuß zu tun. Es war zwischen uns ein Ringen auf Leben und Tod. Das hat mir leichter über die Tat hinausgeholfen. Ich war in den Stollen zurückgetreten. Er hatte noch ein paarmal gerufen: „O mon Dieu! o mon Dieu!“, und ich dachte, Werner sei in der Nähe und hätte etwas gehört; aber als sich nichts rührte, entfernte ich in Ruhe alles von dem Toten, was ihn hätte kenntlich machen können. Darauf ging ich meinen Weg wieder zurück. Da könnte allenfalls der Fuhr etwas gemerkt haben. Denn ich sah, als ich aus dem Stollen heraustrat, eine Gestalt über den Weg taumeln. Doch das will ich bald heraushaben, das kostet höchstens eine halbe Maß Branntwein.“

Der Bergschreiber hatte seine Geschichte in einem Tone erzählt, als verlange er Anerkennung seiner Umsicht und seines Heldenmutes, denn er war vielmehr stolz auf seine blutige Tat, als daß er sie bereute. Aber der Bergdirektor empfand ein wahres Grausen vor dem entsetzlichen Menschen, der auf dem Weg zum Morde bei der Begegnung seines Vaters nur an seine Vermummung dachte, der in dem Augenblick, als ein Mensch wieder aufatmete, einer schrecklichen Gefahr entronnen zu sein, ihm kaltblütig mitten durchs Herz schießt und der hernach ohne Angst und Haarsträuben den grauenhaften, zweistündigen Weg zurückgeht, den er eben sein Opfer geführt hatte.

Aber hatte der Bergdirektor ein Recht zu diesem Grausen?

Wer ist am Ende schlechter, der schwachherzige Schurke, der den Mord veranlaßt und wünscht und den Hauptvorteil davon zieht, aber zu feige ist, die Tat zu tun, oder der bluttriefende Bösewicht, der wohl das Opfer

schlachtet, aber auch den Mut hat, ihm in die Augen zu sehen und eine persönliche Gefahr zu übernehmen? Wer will hier die schmale Linie des Unterschiedes ziehen?

Sie tragen beide das Rainszeichen an der Stirn. Das Blut des ermordeten Menschenbruders schreit gegen beide gen Himmel hinauf. Und das Gericht des Himmels kommt. Es ist näher, als sie glauben.

Das erste, was der Bergdirektor nach der schrecklichen Erzählung seines Genossen tat, war, daß er nach Fritz hinüberschielte. Er fand ihn über das Papier gebeugt, eifrig schreibend.

„Es wird das beste sein,“ sagte er darauf zu Duast, „wenn Sie wegen des Lorenz Fuhr gleich Schritte tun. Ihr Geld finden Sie den Abend bei mir, wenn Sie Bericht erstatten; den Jungen wird man wohl heim-schicken?“

Er war völlig beruhigt über Fritz; die Tauben hören nicht, dachte er.

Die Tauben hören nicht; sie sehen aber. Sie hören mit den Augen. Fritz hatte gerade genug mit den Augen gehört, und wenn der Direktor noch einmal aufmerksam in dessen jetzt bleiches und furchtbar aufgeregtes Gesicht geblickt hätte, wäre er nicht so beruhigt heimgegangen. Fritz hatte nicht alles Wort für Wort verstanden, aber er wußte jetzt, wer die Mörder waren und wie der Ermordete in die düstere Schlucht gekommen war.

Die gewaltige Anstrengung jedoch, die es ihm gekostet hatte, um unter der furchtbaren Aufregung ruhig zu bleiben, war fast zu viel gewesen für seine jugendliche Kraft. Als er vor die Türe ins Freie kam, schwindelte ihm und ward ihm weh zum Sterben.

Er dachte auch, er müßte sterben. Zugleich mit diesem Gedanken erfaßte ihn die Angst, nun erführe niemand, wer die Mörder wären. In dieser Angst lief er vorwärts, er lief den Berg hinauf und den Berg hinunter; er lief wie ein gehetztes Wild. Auf einmal stand er daheim in der Stube, da wollte er den Mund aufstun und sprechen. Aber da war es, als fielen die Decken auf ihn, er stürzte ohnmächtig auf den Boden.

Anna tat einen lauten, herzerreißenden Schrei und fiel fast selbst ohnmächtig über ihn. Dagegen war die Frau Brendel schnell mit Essig und Wein bei der Hand. Der Knabe schlug auch bald wieder die Augen auf, aber er kam nicht recht zu sich. Als man ihn in das Bett brachte, durchzitterte ihn ein Fieberfrost nach dem andern.

Man vermutete, er hätte einen kalten Trunk getan und goß ihm tüchtig Tee ein. So kam er in einen gehörigen Schweiß.

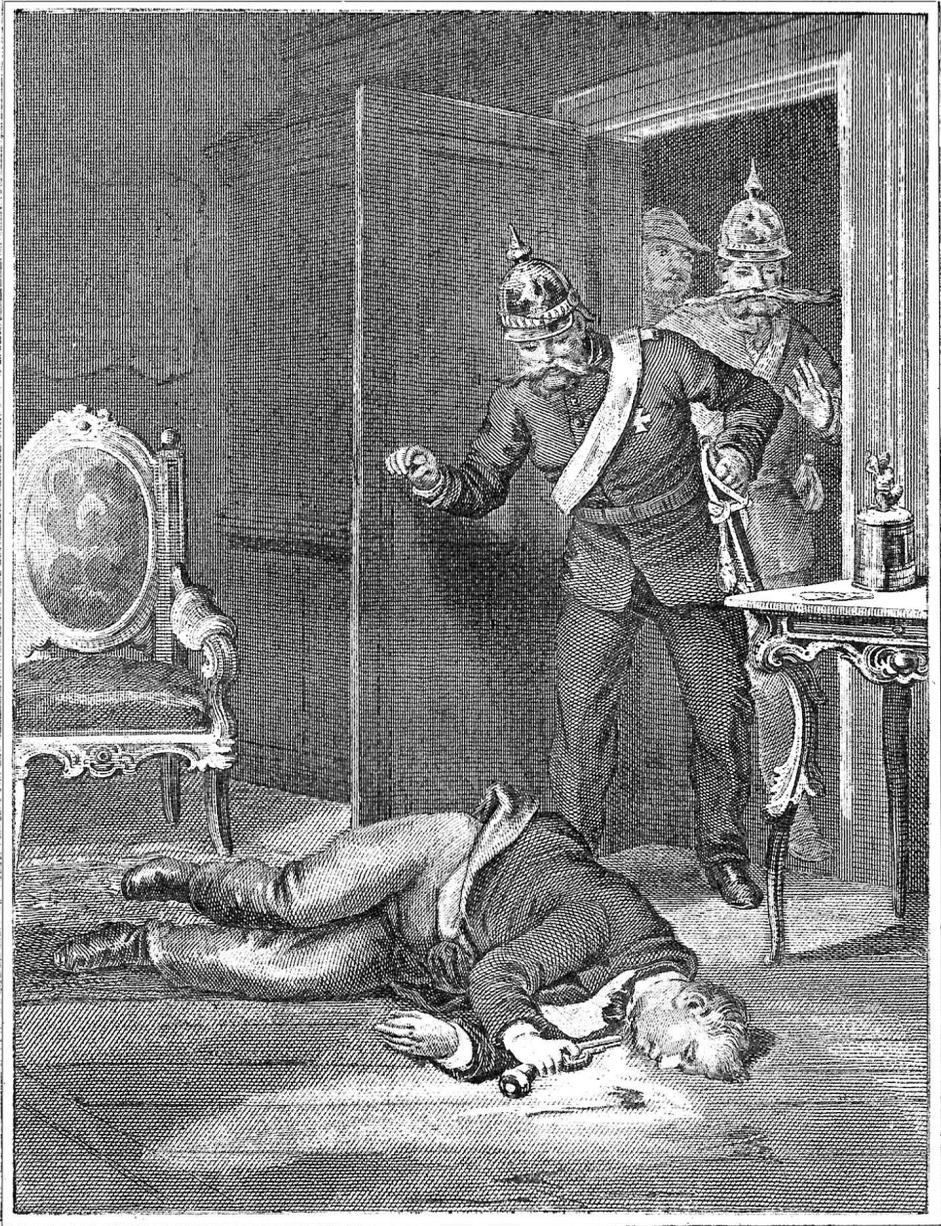
Der Doktor, nach dem man geschickt hatte, war nicht zu Haus und erschien erst am nächsten Morgen.

Er untersuchte den Kranken genau und sagte dann: „Er wolle nichts weiter verschreiben. Sie sollten den Jungen nur einfach im Bett halten, er bekomme die Masern.“

„Die Masern?“ fragte Anna ungläubig, „die hat er ja erst gehabt. Und es bekommt sie doch niemand zweimal.“

„Er bekommt die Masern,“ sagte der Doktor und entfernte sich.

Raum war derselbe fort, als die Hitze des Kranken sich wieder vermehrte. Er begann irre zu reden und



wollte aus dem Bett. Nur mit der größten Gewalt konnte man ihn halten.

„Ach Gott, hätten wir noch einmal den Doktor zurück,“ weinte Anna.

„Was willst du mit dem wüsten Gast?“ sagte die Frau Brendel, „der würde dir doch nichts anderes sagen, als ‚er bekommt die Masern‘.“

„Das sind ja doch die Masern nicht,“ schluchzte Anna. „Das ist Hirnentzündung oder Nervenfieber. Ach Gott, ach Gott! Fritz stirbt. Ach — Ach —.“

So weinte und klagte das arme, blinde Menschenkind, während Gott schon daran war, die Wolken, die über seinem Leben hingen, zu entfernen und den ganzen Sonnenglanz seiner Gnade über dasselbe auszugießen, reicher und herrlicher, als es nur zu ahnen wagte.

Der Doktor hatte doch recht gehabt. Auf einmal war der ganze Körper des Knaben mit Masern bedeckt. Allein sie blieben nur einen halben Tag, dann fiel der Kranke in einen tiefen, festen Schlaf, während ihm aus den Ohren eine gelb-rötliche Flüssigkeit auslief.

Es war der dritte Morgen seit seiner Krankheit. Da erwachte Fritz plötzlich munter und gesund. Er setzte sich auf und schaute sich um, da saß seine Mutter auf dem Stuhl vor dem Bett, wo sie schon die Tage und Nächte vorher gesessen hatte, den Kopf tief hinabgesunken und schlief. Aber — es fuhr dem Knaben wie ein elektrischer Schlag durch den Körper — hörte er nicht draußen die Vögel pfeifen? Hörte er nicht die Uhr knacken? Sollte er wieder hören? Ach, es mußte Täuschung sein. Jetzt hob die Uhr aus zum Schlagen, er wollte warten, bis sie schläge, hörte er

daß, dann mußte es wahr sein. Er horchte wieder, und wirklich jetzt schlug sie. Er hörte es.

„Mutter, Mutter!“ rief er, „ich höre wieder.“

Anna erhob sich, als wenn sie geträumt hätte. „Hast du etwas gesagt, mein Kind?“

„Ja, Mutter, ich sagte dir, daß ich wieder höre.“

„Du hörst, was ich sage? Du verstehst mich?“ fragte in der höchsten Spannung Anna.

„Ja, freilich höre und verstehe ich dich, Mutter.“

„Soll es denn wirklich wahr sein, Fritz?“ rief sie mit leuchtenden Augen, ihren Sohn küssend und umarmend.

„Ja, es ist wahr, lieb Mütterchen, es ist wirklich wahr.“

„Dann bete, und danke Gott!“

Sie selbst fiel auf die Knie und schluchzte und betete: „Ich arme Sünderin bin viel zu gering der großen Barmherzigkeit und Treue, die du Herr an mir getan hast.“

Aber plötzlich erhob sie sich. „Tante! Trine!“ rief sie die Treppe hinunter, „der Fritz hört wieder, kommt schnell herauf.“

Die Frau Brendel war so schnell gelaufen, daß sie für fünf Minuten ihren sämtlichen Atem verbraucht hatte.

„Ei, ist es denn wahr?“ rief sie, als sie wieder zu Atem kam. „Hörst du alles, was gesprochen wird, Fritz?“

„Ja, ich höre alles, was du sagst, Tante, und danke dir für das, was du schon an mir getan hast.“

„Komm an mein Herz, Goldjunge,“ rief sie, dann entfernte sie sich eilend ans Fenster. Sie wollte die

Tränen nicht sehen lassen, die sie weinte, und nicht das Gebet merken lassen, das sie zu Gott hinaufschickte.

Die Trine kam nicht aus dem Lachen und Weinen heraus, und die Schürze nicht von den Augen.

„Ich habe noch etwas Freudiges,“ sagte Fritz, „aber das muß noch Geheimnis bleiben, bis alles fertig ist.“

„Was hast du denn noch, Junge?“ fragte die Frau Brendel.

Fritz erzählte, was er auf der Schreibstube des Bergwerks erlauscht hatte, und wie er durch die furchtbare Aufregung krank geworden sei.

„Das ist Gottes Gericht!“ rief die Frau Brendel aufs tiefste erschüttert. „Wie wunderbar alles! Man meint, man sähe Gottes Hand. Wie fein hatten es die Hallunken gesponnen; aber Gott bringt es an die Sonnen. Und schämen sich die Kerls nicht, da herum zu laufen und den Feinen zu spielen und sich wohl sein zu lassen und lassen einen braven Mann im Zuchthaus schmachten und machen eine Familie unglücklich. Aber wartet, euch Schuftensoll die Larve vom Gesicht gerissen werden.“

Anna war ganz fassungslos vor Freude. Sie meinte, sie müßte sterben vor Glück, wenn sie daran dachte, daß jetzt alle Schuld von ihrem guten Manne genommen sei, und er wiederkehren dürfte in den Schoß seiner Familie. Sie betete und weinte, und weinte und betete. Ihre Tränen waren zahllos. Man meinte, die ganzen Eisberge und Schneemauern ihres Kummers schmolzen jetzt in einer großen Überschwemmung hinweg. Sie sagte, so müßte es wohl den Engeln sein im Himmel, für Menschen sei es zu viel. —

Wieder hält der Jakob Elbert mit seinem Schiffe

an dem Ufer des Bergmannsdörfchens. Wieder geht die Frau Brendel, Fritz im Schlepptau, über das schwankende Brett. Wieder ist der Hirschwirt artig und fährt das grüne Wägelchen langsam nach dem Landstädtchen, wo das Taubstummeninstitut ist. Aber das grüne Wägelchen fährt leer zurück, und vom Taubstummeninstitut fährt eine Chaise weiter. In der Chaise sitzen aber drei: die Frau Brendel, Fritz und der Direktor des Taubstummeninstituts. Sie fahren nach der Hauptstadt des Bezirks. Die Chaise fährt auch wieder leer zurück.

Und nun geschieht ein Wunder. Auf dem Bahnhof der Hauptstadt steigt die Frau Brendel in einen Eisenbahnzug, und in dem Bahnhof in der Nähe ihrer Heimat steigt sie wieder aus.

Es steigen aber auch etliche Gendarmen und Gerichtspersonen mit ihr aus. Und während sie mit Fritz und dem Institutsdirektor nach ihrem Dörfchen geht, eilen diese auf das Bergwerk.

Der Bergwerksdirektor schaut zum Fenster hinaus und bläst den blauen Rauch seiner Zigarre in prächtigen Ringeln in die milde Abendluft. Er ist wieder ganz ruhig.

Der ‚Hallenbub‘ Lorenz Fuhr hatte nur einen schwachen Verdacht. Der Bergschreiber Quast hat es verstanden, ihm diesen zu nehmen, und ihn dabei noch so zu ängstigen, daß derselbe nie wieder seinen Mund aufthut. Jetzt kann er wieder ruhig sein, ganz ruhig.

Warum ist er aber auf einmal so unruhig? Warum wird sein Gesicht so schreckensbleich? Sind es die Gendarmen, deren Helmspitzen im Abendsonnenschein leuchten, die ihm solche Furcht einjagen? Pfui, was braucht ein Bergwerksdirektor die Gendarmen zu fürchten?

Aber sein Gesicht wird immer bleicher. Wilde Angst, Todesangst verzerrt seine Züge.

Die Gendarmen haben die Zugänge der glänzenden Herrschaftswohnung besetzt. Sie sind in die Schreibstube gedrungen und haben den sich sträubenden Bergschreiber Duast gefesselt hervorgeholt.

So lange hat der Direktor gewartet. Jetzt verläßt er mit einem dumpfen Schrei das Fenster. Schon hört man Tritte auf der Treppe, da dringt ein scharfer Knall aus dem Zimmer. Die Türe wird aufgerissen, der Direktor liegt da in seinem Blute.

Noch raucht die Zigarre am Fensterbrett, die er sich so ruhig angezündet, und nun liegt er in seinem Blute. Aber es war noch Leben in ihm. Das mußte erhalten werden. Es wurde ein notdürftiger Verband angelegt und nach einem Arzte geschickt.

Als der Arzt kam, war der Direktor wieder bei Bewußtsein. Allein der Arzt entschied, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe.

Der Patient verlangte darauf ein offenes Geständnis abzulegen und wünschte einen Geistlichen. Er erzählte von seinem Leichtsinn, von seinem wilden Leben, von seinen Veruntreuungen, und wie er die Gesellschaft, der das Bergwerk gehöre, um bedeutende Summen betrogen habe.

Er erzählte weiter von seiner Verlegenheit, von dem Argwohn, den besonders der Herr Lefebvre gegen ihn gefaßt, von dessen Reise zum Bergwerk. Dann erzählte er von seiner Angst vor dem Zuchthaus, wie er sich dem Bergschreiber Duast, einem wilden, vermögenden Gesellen, anvertraut, wie sie zusammen den Mord Lefebvres beschlossen und wie ihn der Duast ausgeführt habe. Als

er den blutigen Tod seines Gewerksherrn erwähnte, verdrehten sich seine Augen, ein Blutstrom kam aus seinem Munde, und er war eine Leiche.

Man hätte kaum noch weiteren Zeugnisses gegen den Bergschreiber Quast bedurft. Allein es wurden auch noch Lorenz Fuhr und der alte Förster Quast zum Zeugenverhör herbeigeholt.

Der alte Förster Quast lag schon im Bette. Allein er wurde ohne Barmherzigkeit geweckt und ihm der Befehl kund getan, augenblicklich vor dem auf dem Bergwerk weilenden Gerichte zu erscheinen.

Aber er legte nicht mehr viel Zeugnis ab. Als er seinen Sohn als Mörder angeklagt, gefesselt und gefangen sah, rief er: „Es lebt ein gerechter Richter im Himmel. Ich habe fälschlich den Werner des Mordes bezüchtigt. Ich wußte, daß er unschuldig war.“

Nach diesen Worten brach er tot zusammen. Der Schlag hatte ihn gerührt.

---

## VIII.

Die erschütternden Ereignisse, welche jählings einander gefolgt waren und die ein sichtbares Eingreifen der Gerechtigkeit Gottes darstellten, brachten eine außerordentliche Erregung in der Bevölkerung hervor, von der man hätte glauben sollen, daß sie nicht stärker werden könnte. Aber sie wuchs noch, als einige Tage später ein furchtbares Gewitter in dem Tale losbrach, das eine lange Nacht durch in unheimlichster Nähe

über dem Bergmannsdorfe stand, wo ein zündender Blitz nach dem andern folgte und krachende Donner nachfolgten, welche die Herzen zittern und erbeben machten. In der Schlucht an dem Bahnwärterhäuschen wollte man ganze Feuersäulen gesehen haben. Eingeschlagen hatte es sicher dort, und von der Höhe war ein Felsstück herabgestürzt, und mit einem Gesicht voll Entsetzen und Furcht war der Bahnwärter heimgekommen.

Die Schlucht wurde von da an jedermann noch schreckhafter und ein beliebter Ort für abergläubige Erzählungen und Sagen.

Nach den zweifachen Geständnissen des Direktors und des Försters Quast, denen sich dann auch noch ein Geständnis des Mörders angeschlossen, hielt es nicht schwer, eine gerichtliche Freisprechung Werners zu erwirken.

Als diese erfolgt und die Entlassung Werners aus dem Zuchthaus ausgesprochen war, reisten Anna samt den Kindern und der Tante Brendel, die diesmal aber weder das Schiff des Jakob Elbert, noch das grüne Wägelchen des Hirschwirthes benutzte, nach der Gefängnisstadt, um den jetzt in Freiheit gesetzten Gatten und Vater abzuholen. Mit der frohesten Erwartung und Spannung auf das Wiedersehen waren sie hingekommen, aber sie sollten eine Enttäuschung und Trübung ihrer Stimmung erleben, denn der, den sie heimholen wollten, weigerte sich anfangs, mit ihnen zu gehen.

Die ersten Stunden nach der Entlassung aus dem Zuchthause waren allerdings der reine, volle Ausdruck höchster Freude gewesen, als Werner die Luft der Freiheit wieder atmete und alle die seinem Herzen so

teuer waren, nach der langen Trennung in den Armen hielt. Seine Stimme war vor Rührung gebrochen, und die hellen Tränen liefen ihm über die Wangen. Es war ihm zu Mute wie einem Auferstandenen, der im Grabe gelegen und nun ein seliges Wiedersehen feiert, oder wie es in dem 126. Psalm im ersten Vers heißt: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden.“ Jeder wollte ihm das Angenehmste und Schönste sagen, während seine Frau dicht an ihn geschmiegt neben ihm stand.

Fritz sagte: „Siehst du, Vater, nun ist es durch Gottes Gnade doch so geworden, wie ich gesagt habe, was du aber nicht glauben wolltest. Ich habe dich aus dem Gefängnis geholt.“

Mit welch stolzen übermächtigen Gefühlen und welch dankbarem Blick gen Himmel schloß Werner seinen Erstgeborenen in die Arme.

Auch Tante Brendel wollte etwas sagen und sprach: „Mein Haus ist jetzt euer Haus, ihr kommt jetzt alle zu mir, wir bilden eine Familie.“

Aber Werner erwiderte hierauf nichts. Er ward überhaupt immer einsilbiger und verstummte zuletzt ganz. Anna fragte besorgt, was ihm fehle. Er sah blaß aus, man merkte jetzt erst die Zerstörung, welche die Gefängnisluft an seiner Gestalt und seinem Äußeren geübt hatte.

Er hob schüchtern an: „Ich möchte nicht mit euch heimgehen,“ und entwickelte dann mit immer fester werdender Stimme seine Zukunftspläne. Er sagte, er könne als Zuchthaussträfling vorerst nicht im Dorfe in seiner Familie weilen, das ginge über seine Kräfte hinaus. Man lebe noch im Krieg, er wolle in sein altes Regiment eintreten. Natürlich werde er dort nur

als Gemeiner angenommen werden, obwohl er als Unteroffizier entlassen worden sei. In den Schlachten, die er dann mitschlagen dürfe, könne er die Frevel wieder gut zu machen suchen, die er gegen die Gesetze des Vaterlandes begangen habe. Vielleicht könne der frühere Wilddieb noch große und kühne Taten tun und nach dem Frieden mit Ehren entlassen werden. Dann wäre seine Ehre wiederhergestellt, und er könne sich vor den Leuten wieder eher sehen lassen. Dann wolle er sich die Bahnwärterstelle an der Schlucht ausbitten und dort mit eigener Hand das finstere Tal in einen lieblichen Garten umarbeiten.

Alle erstaunten auf diese in bestimmtester Weise gemachte Erklärung.

Die Brendels-Tante fand zuerst wieder Worte und rief: „Ei, Werner, was hat Er denn da für Späßen sich in den Kopf gesetzt? Glaubt Er vielleicht, die Leute verachteten Ihn? Wir haben sie nur mit Mühe davon abhalten können, daß sie Ihm eine Ehrenpforte bauen. Und wenn Er etwa meint, Er hätte nichts bei uns zu tun, so soll Er sich sehr täuschen. Ich habe Seine Hilfe im Geschäft so nötig wie das tägliche Brot und habe mich schon auf Seine Unterstützung gefreut. Auch hat Er Gatten- und Vaterpflichten, die Er, denke ich, nicht so leicht hintenansetzen kann.“

Werner wollte etwas erwidern, aber Anna fiel ihm in die Rede. Sie stand vor ihm mit blickenden Augen, aber bleich wie der Tod. „Jakob,“ sagte sie, „wenn du gehen willst, so gehe, aber ich behaupte, du hast uns nie geliebt, weder mich, noch die Kinder. Denn du denkst nur an dich und nicht an uns und wie du uns in neues Elend und neue Traurigkeit hineinwirfst.“

Als du damals gefesselt fortgeführt wurdest, hast du gezwungen uns verlassen, jetzt, nachdem wir ein Jahr lang tagtäglich für deine Befreiung auf unseren Knien gebetet haben und Gott selbst für dich eingetreten ist und dich uns wiedergegeben hat, willst du freiwillig uns verlassen. Kannst du das wirklich, Jakob? Gilt dir deine Ehre höher als das Wohl von Weib und Kindern? Selbst wenn sie mit Fingern auf dich deuteten, du stolzer, harter Mann, würdest du es gern ertragen, wenn du für uns etwas übrig hättest und die Gnade des Himmels sähest, die dir zu teil geworden ist. Und was soll das heißen, daß du wieder Bahnwärter werden willst, es ist doch nichts als derselbe Ehrgeiz und Hochmut, und wenn du das finstere Tal zu einem Garten umarbeiten willst, so gibt es noch Gärten genug im eigenen Herzen, die den Sonnenschein des Glaubens und der Liebe nötig haben.“

Sie hatte zuletzt immer leiser gesprochen. Denn auf einmal war ihr aller Zorn entwichen und nur der wilde Schmerz zurückgeblieben. Sie sank demütig vor ihrem Manne nieder und umklammerte seine Knie und schluchzte und flehte: „O Jakob, gehe nicht fort, gehe nicht fort, ich muß sonst sterben. Kinder, kommt, helft mir euren Vater festhalten.“

Sie war geradezu außer sich, und Werner mußte, von der Brendels-Tante gedrängt, einschreiten. Er sagte: „Ich gehe ja nicht fort, Anna, ich bleibe bei dir und den Kindern.“

Anna atmete auf und sagte: „Gott sei Dank,“ aber als sie nach ihrem Manne schaute, merkte sie, daß er ganz erdfahl im Gesichte ausfah und an allen Gliedern

behte. Er mußte sich setzen, um nicht ohnmächtig umzufinken.

Sie glaubten, der Zustand käme von der Gefängnisluft und würde sich durch ein Glas Wein und Speisen heben lassen, aber der Grund desselben saß tiefer. Seine Seele war wund. Sein furchtbares Geschick, was er unschuldig tragen mußte, hatte ihn erst verbittert, dann völlig verschüchtert und apathisch gemacht. Er hielt nur noch an dem einen Gedanken fest, daß er in den Krieg gehen müsse, und als ihm dieser Plan genommen wurde, war alles für ihn vorbei.

Als Anna den Seelenzustand ihres Mannes erkannte, wurde es ihr himmelangst, und sie fragte sich, ob sie recht gehandelt habe, ihn zurückzuhalten; aber sie tröstete und stärkte sich in dem Glauben, daß der gnädige Gott, der bisher geholfen, auch weiter helfen würde, und daß ihr Mann doch eher in der Luft der Liebe, die ihn umgeben sollte, genesen würde, als draußen im wilden Kriege.

Es war von nun an Annas unablässiges Bestreben, sein Sinnen und Denken auf die Kinder zu richten und um ihn aus seinem dumpfen Brüten herauszureißen, ihm eine Empfindung für ihre eigenen harten Erlebnisse zu geben. Sie kam immer wieder auf alle diese wunderbaren Ereignisse zurück und zeigte Gottes gnadenreiche Führung. Seine Person aber umwob sie mit der zartesten und liebevollsten Aufmerksamkeit.

Schon auf der Heimreise suchte man nach ihrem Plane das Taubstummeninstitut auf, damit Werner mit eigenen Augen die Wunder Gottes schauen möchte. In der Heimat angekommen, ging sie mit ihm auf das

Bergwerk, wo sie als ‚Hallenbube‘ ihren Kindern zuliebe alle Schmach erduldet hatte. Auch zu dem Bürgermeister ging sie mit ihrem Manne, der krank zu Bett lag, und eine Unterschrift begehrte. Der alte Fuchs war in die Klemme geraten, und die Gerichte waren scharf hinter ihm. Dort sagte sie Werner, wie sie hauptsächlich durch seinen Leichtsinn, weil er zur Zeit nicht mit dem Bürgermeister gerechnet hatte, ihr ganzes Erbe eingebüßt habe und bettelarm geworden sei. Sie ging auch mit ihm in das Haus des Geisenlips, in dem sie in jener furchtbaren Nacht Zuflucht gefunden hatte und zuerst entdeckte, daß Fritz taub geworden war. Zuletzt besuchte sie noch an seiner Seite ihr altes Häuschen und die Stube, die sie mit der Weberlies geteilt hatte, die eben an einem geschwellenen Fuß, den sie sich auf einer Bettelfahrt vertreten hatte, im Bette lag und ihnen entgegenrief: „Ach, du lieb's Gottchen, wie schwach, wie schwach!“

In einer Art Selbstvergessenheit erzählte Anna anschaulicher als je und malte, von dem Gegenstand hingerissen, die verzweifelten Augenblicke, als die gierigen Wasser ihre Zungen zur Stubentüre hereinstreckten. Schon während sie sprach, erkannte sie, wie ihr sonst gewöhnlich apathischer Mann aufmerksamer zuhörte und wurde dadurch noch feuriger in ihrer Schilderung. Als sie fertig war, fing er an, mit dem höchsten Interesse zu fragen und ließ sich, von dort ausgehend, alles und alles nochmals erzählen, als wenn er bisher noch gar nichts vernommen hätte. Dann ging er mit ihr, um die Dachlufe zu besichtigen, durch die sie in jener Nacht entkommen waren. Als sie in das Zimmer zurückamen, sagte Anna: „Dort liegt als

Zeuge die schlimme Frau, die noch meine furchtbare Not in solcher Stunde ausnützen wollte."

Werner sagte, seine Frau zärtlich umfassend: „Laß sie nur! Ich glaube, ich habe in diesem Zimmer, wo du alles verloren gabst, mich selbst wiedergefunden. Ich merke, wie ich anfangs zu gesunden. Deine Liebe und dein Heldenmut sind der Stab, an dem ich mich aufrichte.“

Annas Augen leuchteten: „O Gott, wenn es wahr sein sollte.“ Sie wollte aber vor den Augen der scharfsichtigen Weberlies ihren inneren Jubel und ihre zärtlichen Empfindungen nicht zeigen und drängte hinaus. Dem Weibe gab sie, da sie wieder zu betteln anfang, einen ganzen Taler, worauf diese sie mißtrauisch anblickte. „Es ist vom ausgegrabenen Schatz,“ scherzte Anna.

„Haha,“ rief die Weberlies.

„Ja, sie hat einen unergründlichen Schatz von Glauben und Liebe in ihrem Herzen,“ sagte Werner.

Von dieser Stunde an, war die Apathie Werners wie vom Sturme verweht. Welchen lebhaften Anteil nahm er jetzt an der Entwicklung seiner herrlichen Kinder — wie tätig griff er ein in die Geschäfte der Brendels-Tante, welche fürwahr seiner Beihilfe bedurften. Sowohl durch die Ausdehnung, welche die Firma gewonnen hatte und der die alternde Frau nicht mehr gewachsen war, als durch den Krieg, der unheilvolle Verwicklungen brachte, war der Wohlstand des Hauses ins Wanken geraten, ohne daß es die alte Tante recht verstand. Werner aber, als er sich einmal eingehend mit allem befaßte, begriff es nur zu gut. Er mußte an die gierigen Wasserzungen in dem Häuschen Annas

denken. Noch wenige Wochen so weiter gehaust, wäre alles zusammengestürzt. Er hatte gründliche Auseinandersetzungen mit der Tante und entwickelte nun eine Tätigkeit und einen Geschäftssinn, den ihm niemand zugetraut hätte. Indem er hier aufgab, dort festhielt, hier stürzen ließ, dort stützte, und mit Vollmachten der Tante versehen, einige Reisen machte und persönlich die Verhandlungen leitete, konnte er nach einiger Zeit sich sagen, daß das Geschäft gerettet sei, zumal wenn er alles in seiner Hand behielt. Die Tante Brendel, die allein neben ihm alles begriff, pries ihn als ihren Retter mit lauter Stimme.

Es war im Sommer des nächsten Jahres. Die Geschäfte gingen wieder prächtig. Man sprach davon, Fritz auf das Gymnasium zu bringen, der Forstwissenschaft studieren wollte. Anton sollte Kaufmann werden. Da sagte eines Abends Anna zu ihrem Manne: „Morgen wird es jährig, daß du aus deinem Wachthäuschen fortgeführt wurdest. Wir wollen mit der Tante und den Kindern morgen früh vor dem ersten Zuge dort hinausgehen und in dem Häuschen noch einmal unseren Dank aussprechen für alles, was uns gewährt worden ist.“

Es war wieder ein solcher herrlicher, klarer Sommermorgen wie vor etlichen Jahren. Auf dem Wege, den sie zusammen machten, ging Werner voraus, im Geiste noch einmal alle die Stimmungen durchlebend, die er an jenem verhängnisvollen Morgen seiner Gefangennahme gehabt hatte. Der neue Bahnwärter erwartete sie dort im Wachthäuschen, schloß ihnen auf und ließ dann bescheiden die Familie in dem Zimmer allein. Zu seinem höchsten Erstaunen fand Werner an den

Wänden seine alten Käfige und in denselben ebensolche Vögel, wie er sie selbst besessen hatte. Sie piffen auch dieselben Lieder. Es war Frikens Verdienst gewesen, dieselben dazu abzurichten. Als Werner noch nach den Vögeln schaute, fiel sein Blick durch das Fenster in die finstere Schlucht, aber diese war verschwunden. Auf Angabe eines Gärtners hatte der Geisenlips mit einer Reihe von Arbeitern dieselbe in malerische Anlagen umgewandelt, wo Rosen blühten und allerlei Biersträucher wuchsen. „Anna, Anna,“ rief der Mann in Tränen ausbrechend, „wie hast du mich so lieb. Ich habe es ja gar nicht verdient.“ Er umarmte sie und die Kinder in heißester Liebe und schüttelte herzlich der alten Tante die Hand und ebenso dem Geisenlips, der hereingetreten war. „Ich weiß ja, Anna,“ sagte er, „daß ich einmal den Wunsch geäußert habe, das finstere Tal umzugestalten, aber ich habe dich recht gut verstanden, als du von dem finsternen Tale meines eigenen Herzens sprachst. Damals wußte ich noch nicht genau, was uns not tat und hielt das Bild für die Sache. Jetzt grünt es und blüht es im eigenen Herzen, und Lieder des Lobens und Dankens hören nicht mehr auf, dort zu singen. Die Blumen da draußen und die Vögel hierinnen sind also nur schwache Abbilder von dem, was in meinem Herzen lebt. Ja, ich war in einem finsternen Tale, aber jetzt ist Licht, Liebe, Dankbarkeit und Leben darin.“

Anna war durch die tiefempfundenen Worte ihres Mannes auf das höchste ergriffen und sagte in Tränen erstickter Stimme: „Jetzt bist du erst wahrhaft heimgekehrt.“

Es war ein köstlicher, reicher Morgen, den sie alle dort in dem Häuschen und in dem umgearbeiteten

finsternen Tale verlebten. Eine Weissagung auf künftige Tage des Glücks und des Sonnenscheins, die ihnen beschert wurden.

Anna sagte in ihrer frommen, sinnigen Weise mit den Worten des 126. Psalms:

„Die mit Tränen säen,  
Werden mit Freuden ernten.“



